

VERDARZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 32.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 19. August 1895.

Vierteljährlich 2½ Mark.

41. Jahrg.



Elegante Sommertoiletten.

(Beschreibung S. 383.)

Der „Bummelzug.“

Erzählung von Moritz von Reichenbach.

Nachdruck verboten.

Im Offizierkasino von Neuenstadt war die Tafel soeben aufgehoben worden. Die Manasbowle, die zu Ehren des heutigen Gastes, des Lientenants Baron Pletten, gebraut worden war, wurde in das an den Speiseaal stoßende Rauchzimmer transportiert, und der Lientenant von Tack fuhr fort, seines Schenkenamtes zu warten und die allezeit leeren Gläser unermüdlich wieder zu füllen. Tack war der jüngste der anwesenden Offiziere, er war erst in das Regiment gekommen, nachdem Pletten schon zur Garde versetzt worden war, und er hatte die Zeiten, in welchen jener hier sozusagen das Wetter machte, nicht miterlebt.

„Wie ging es eigentlich zu, daß er zur Garde kam?“ fragte er jetzt den Nächstjüngsten, der am meisten trank und der ihm daher am nächsten Platz genommen hatte. Der kleine Wardurf, der mit der ganzen Provinz verwandt war und „alles“ wußte, sah mit etwas verschwommenen, blauen Augen zu Tack empor und sagte: „Der Pletten? Hatte 'nen reichen Onkel beerbt, sonst hatte es weiter keinen Grund.“

„Bist du denn eigentlich noch mit ihm hier zusammengewesen?“ fragte Tack, „viel länger, als ich, bist du doch nicht beim Regiment.“

„Halbes Jährchen doch, mein Sohn — macht schon was aus, und mit dem Pletten war ich noch vierzehn Tage zusammen — toller Kerl!“ Der kleine Wardurf lachte in sich hinein, wie in angenehme Erinnerungen versunken.

„Wieso denn?“ fragte Tack, und Wardurf zog die Augenbrauen in die Höhe und lachte wieder. Die Art, wie er die Augen dann zukniff, während er mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand die äußerste Spitze seines sprossenden Schnurrbartes nach dem Kinn hinunterzog, hatte er dem Kameraden von der Garde abgelernt, aber Tack, der auf seine Gläser sehen mußte, bemerkte das nicht.

„Erzähle doch, wenn du was weißt,“ meinte dieser jetzt, „ihr sagt nur immer alle, wenn von Pletten die Rede ist: ‚famoser Kerl, toller Kerl, seines Huhn‘ und dergleichen, aber mehr hört man nicht, und was Besondres an ihm zu sehen, kann ich nicht finden.“

„Das ist eben das Wahre,“ orakelte Wardurf, „aber ich sage dir, es giebt kein Pferd, das er nicht reitet, es giebt keine Wette, die er nicht macht und auch gewinnt, und es giebt kein Frauenzimmer, das ihm widersteht, wenn er's drauf anlegt, ihr Herz zu erobern. Damals, als er hier war, war noch Leben in der Bude! Jeden Tag was Neues!“

In diesem Augenblick trat Pletten an den Bowlentisch heran. „Ich höre soeben, Herr von Tack, daß Sie auf einem Jahr mit meinem alten Freunde Drieben wohnen,“ redete er den Ganymed an, „wissen Sie, weshalb er nicht hier ist?“

„Er hat für acht Tage Urlaub genommen.“

„Das weiß ich natürlich, aber ich glaubte, Sie wüßten vielleicht als sein Hausgenosse den Grund.“ Der Lientenant Tack sah den kleinen Wardurf an, und dieser lachte in sein Glas hinein. „Na Kinder, was giebt's wieder mit meinem alten Drieben? Nicht nur mit der Sprache raus!“ ermunterte Pletten die beiden Jüngsten.

Da unterbrach der Rittmeister Tornau, der soeben den Major bis zur Thür geleitet hatte und sich nun den jüngeren Kameraden zuwandte, das Verhör. „Jetzt kann man davon sprechen, Pletten,“ sagte er, „solange der Major da war, ging's nicht. Der arme Drieben hat wieder 'mal Pech gehabt — 's ist öffentliches Geheimnis, er hat sich von einer niedlichen Nichte, die die Frau unsres Majors sich verschrieben hatte, einen Korb geholt.“

„Heilige Venus! Also ist er immer noch nicht klüger geworden? Dieser prächtige, gute Kerl, der doch auch sonst wahrhaftig nicht dumm ist, aber in dem Punkt —“

„Der gute Bummelzug: er hält alle Augenblicke an — das liegt in seiner Natur,“ murmelte der kleine Wardurf mit so schwinmenden Augen, daß der Rittmeister ihm mit dem Finger drohte und mit einem Blick auf die Bowle sagte: „Es hat eben jeder seinen schwachen Punkt!“

Dann legte er seinen Arm in den Pletten's und

zog ihn fort, um ihm einige Neuerungen in der Kasinoeinrichtung zu zeigen, auf die er, als auf sein spezielles Werk, stolz war. „S ist wirklich tragisch mit dem Drieven,“ sagte er dabei, „und der Schnack mit dem Bummelzug wird ihn hier noch ganz unmöglich machen!“

„Wie kann man sich überhaupt einen Korb holen?“ fragte Pletten mit einem überlegenen Achselzucken, „das ist so ganz unzeitgemäß, denn ein Mann kriegt heutzutage eher drei Frauen, als ein Mädel einen Mann!“

Der Rittmeister nickte zustimmend. „Ja, er fängt es zu falsch an. Jedem Mädel erzählt er immer zuerst, wie sehr er seine Mutter liebt und daß er sich nie von ihr trennen würde. Damit hat er stets von vornherein verspielt.“

Während die Kameraden so von Anton Drieven sprachen, kehrte dieser soeben von seinem Urlaub zurück und wurde von seiner Mutter zärtlich begrüßt. Dann saßen die beiden einander gegenüber am Theetisch, an dem die immer noch weißen und schönen Hände der alten Frau vorsorglich walteten, und Drieven sagte mit einem kleinen Seufzer: „Nun bleiben wir unser Lebelang zu zweien, Mütterchen, auf der ganzen Welt passen wir beide ja doch am besten zu einander, und nun verjuche ich es mein Lebtag nicht wieder, um ein Mädchen zu werben.“

„Sprich nicht so, Toni, ist's nicht diese, ist's eine andre! Ich gehöre nicht zu den eifersüchtigen Müttern, die ihren Sohn für sich allein haben wollen, und das größte Glück, das mir das Leben noch bringen könnte, wäre, dich an der Seite eines lieben Brauchens zu sehen und herzige Entschlossen auf meinen Knien zu wiegen.“

Da wurde der Besuch des Barons Pletten gemeldet. „Das ist reizend von dir, daß du mich nicht vergessen hast!“ rief Drieven dem Kameraden entgegen, und dieser erklärte, daß er im Kasino erfahren habe, Drieven kehre heute abend zurück, und daß er seinen Besuch in Neuenstadt nicht für voll ansehen könne, wenn er Drieven nicht gesehen. „Schön von dir war's ohnehin nicht, daß du gerade auf Urlaub gingst, als ich mich hier angesagt hatte,“ sagte er hinzu.

Dann, als er zwischen Mutter und Sohn am Theetisch Platz genommen hatte, erzählte er, wie er die ehemaligen Neuenstädter Beziehungen doch niemals im Trübel des residenzlichen Lebens vergessen hätte und daß er morgen noch einige Besuche in der Nachbarschaft machen würde.

„Zum Beispiel würde ich den alten Gumbkirch gern mal wiedersehen,“ sagte er, „und weißt du, Drieven, dorthin könntest du eigentlich mitfahren.“

„Die Leute würden sich wundern,“ meinte Drieven, „ich bin seit Jahren nicht dagewesen. Bei dir ist das etwas andres. Du hast früher viel dort verkehrt und wurdest in der kritischen Zeit gerade verlost.“

„Es macht sich aber besser, wenn wir zu zweien kommen. Thue mir den Gefallen und fahre mit,“ bat Pletten und, wie immer ihm gegenüber, gab Drieven nach, und die Krenperpferde wurden für den nächsten Tag bestellt.

„Er ist doch wirklich ein guter Freund für dich,“ sagte Drievens Mutter, als Pletten Abschied genommen hatte. „Früher sagten die Leute, er suche sich nur mit dir zu zeigen, weil du so solide bist und er so viel Schulden hatte, daß er sich kaum noch sehen lassen durfte. Nun ist er aber reich und sucht dich doch noch, das zeigt, daß er anhänglich ist.“

„Er ist wirklich ein guter Kerl,“ meinte Drieven, „auch daß er wieder nach Kollman fährt und die Gumbkirchs aufsucht, freut mich. Er hat eben doch ein gutes Herz.“

Kollman lag fast zwei Stunden entfernt von Neuenstadt, aber früher hatten die Offiziere viel draußen verkehrt. Dann hatte Herr von Gumbkirch eine etwas zweifelhafte Duellgeschichte gehabt, oder vielmehr, er hatte sie nicht gehabt, denn das Duell war unangefochten geblieben, und der in solchen Sachen streng denkende Kommandeur des Neuenstädter Regiments hatte darauf seine Besuche in Kollman eingestellt.

Natürlich verkehrten nun auch die Offiziere nicht mehr in Kollman. Seither hatte das Regiment den Kommandeur gewechselt, aber der Verkehr war nun einmal eingeschlagen, und Herr von Gumbkirch hatte nichts gegeben, um ihn wieder zu beleben, da er die Winter im Süden verbrachte und sich im Sommer niemals in Neuenstadt sehen ließ.

Demnach erregte das Bestellen der Krenperpferde nach Kollman einiges Aufsehen, und die Fahrt wurde an andern Morgen beim Frühstücken nach dem Exerzieren besprochen. Pletten, der dem Exerzieren beigewohnt und dabei ein schwieriges Pferd mit großer Geschicklichkeit geritten hatte, schnitt alle Weiterungen ab, indem er sagte: „Wenn etwas Ehrenrührires gegen den alten Gumbkirch vorläge, würde ich ihn selbstverständlich nicht besuchen, aber das ist nicht der Fall. Die Duellgeschichte ist ziemlich mystisch, und die Wahrscheinlichkeit, daß die Weigerung von der andern Seite ausging, sehr groß, na, und dann — Gumbkirch hat so gute Hirsche!“

Man lachte, man kannte ja Pletten's Jagdpassion. „Wenn er dich einlädt, so sehen wir dich bei der Gelegenheit auch hier wieder,“ meinte der Rittmeister, und Pletten und Drieven fuhren nach Kollman.

„Hast du mal wieder etwas von Gumbkirch's Tochter, von der Betsy gehört?“ fragte Pletten unterwegs. „Nein, Drieven wußte nichts von ihr, Gumbkirch's verkehrten ja nicht in Neuenstadt.“

„Merkwürdig, daß keiner von euch den Weg dahin gefunden hat. Die Betsy Gumbkirch muß doch eine sogenannte glänzende Partie sein?“ bemerkte Pletten.

„Die will doch viel zu hoch hinaus, für einen simplen Lieutenant ist das nichts,“ erklärte Drieven mit dem Brustton der Ueberzeugung. Er seufzte dabei, er dachte wahrscheinlich an die inzwischen abgereifte Majorsnichte, die er bescheidener tagiert und die ihn doch nicht gemocht hatte.

„Ach, man muß die Frauen nicht überhähen; freilich, man muß sie zu nehmen wissen,“ sagte Pletten. „Ich spreche natürlich ganz im allgemeinen, denn ich z. B. würde nie an ein Mädchen wie die Betsy Gumbkirch denken — wie käme ich denn auch dazu bei der reichen Auswahl, die ich in Berlin haben kann. Ich will überhaupt noch lange nicht heiraten, aber es macht mir Spaß, immer so eine ganze Garnitur in der Hinterhand zu haben.“

„Ja, wenn man solches Glück hat wie du!“

„Gerade, wenn man einiges Glück hat, ist es ziemlich schwierig, stets mit heiler Haut zwischen allen aufgestellten Regeln durchzuschlüpfen und es doch mit keiner dabei zu verderben. Aber ich habe ein probates Mittel. Gefällt mir eine,

so sage ich ihr zum Beispiel zuerst: denken Sie nicht, mein Fräulein, daß ich Sie vom Wetter unterhalten werde und mit Fragen, wie Sie sich amüfieren, wie viel Bälle Sie schon besuchten oder dergleichen. Wenn Sie solche Unterhaltung verlangsamen, dann einigen wir uns lieber auf Schweigen. Darauf werde ich erstaunt angesehen — der erste Erfolg ist erreicht: ich habe die Aufmerksamkeit erregt. Ist sie sehr jung, so frage ich dann nach dem Geistlichen, der sie eingegnet hat — da ist sofort das erste Eis gebrochen; ist sie älter, muß sie mir ihren Lieblingschriftsteller nennen, der dann natürlich gerade auch der meinige ist.“

„Aber, da belästigt du sie doch.“

„Nein, denn ich mache mir aus keinem Schriftsteller etwas. Und beim zweiten Zusammensein sage ich ihr: ich bin kein Kurmacher, gnädiges Fräulein, aber wenn Sie mich zum Freunde haben wollen — ich halte sehr viel von der Freundschaft zwischen Männern und Frauen und finde es sehr unrecht, daß so viele nicht daran glauben wollen, daß es so was giebt. Darauf fällt jede rein! Und auf die Weise stehe ich mit allen auf dem besten Fuße, sie halten die Mütter im Zaume, wenn ich nicht anhalte, denn als meine Freundinnen dürfen sie das ja gar nicht von mir erwarten — und wenn ich's eines Tages thäte, würde doch jede, ja, sagen.“

Drieven seufzte, und der andre klopfte ihm auf die Schulter. „Folge meinem Rat,“ sagte er, „sieh dir die Weiber an, amüfiere dich mit ihnen, aber ans Heiraten denke erst, wenn du anfängst, graue Haare zu bekommen, früher verdienen's die Mädel gar nicht!“

„Ach, ich — ich würde am liebsten gar nicht heiraten,“ versicherte Drieven, hatte aber dabei Gewissensbisse, denn er dachte an die Worte seiner Mutter.

Pletten lachte. „Das ist auch ein Standpunkt, behalte ihn bei, solange du kannst,“ sagte er.

Der Wagen bog in den Park ein und hielt auf der Rampe vor dem Schloß zugleich mit einer Amazone, welche soeben von der andern Seite gekommen war und nun, ihr Pferd ein wenig seitwärts haltend, die aus dem Wagen Steigenden mit großen, ernsten, grauen Augen betrachtete.

„Helfen Sie der Dame zuerst!“ rief Pletten dem an den Wagenschlag tretenden Diener zu und sprang gleichzeitig zur Erde herab.

„Ich irre sicher nicht, wenn ich in Ihnen, meine Gnädigste, die Schloßherrin wieder erkenne, erlauben Sie, daß ich mich in Ihr Gedächtnis zurückrufe, mein Name ist von Pletten —“

Er stellte auch Drieven vor, und die Amazone, die nun, auf gleichem Boden mit ihnen stehend, ebenso groß wie Pletten und nur wenig kleiner als Drieven war, neigte begrüßend den Kopf und sagte, immer noch mit ihren ernsten Augen wie prüfend von einem zum andern blickend: „Ich werde Sie meinem Vater anmelden!“ worauf sie vor den beiden Herren in das Haus trat, mit einer leichten Handbewegung beide einladend, ihr zu folgen.

Der Diener öffnete die Thüren eines Gartensaales, dessen Einrichtung dunkel gehalten war und in dem es etwas dumpfig roch. Dort ließ er die beiden Freunde allein, die sich mit verdunkelten Gesichtern anfaßen.

„Zuvorkommend ist die gerade nicht,“ sagte Pletten, „besonders hübsch ist sie auch nicht.“ Er sah enttäuscht aus.

„Das heißt, sie hat doch sehr schöne Augen,“ meinte Drieven, „aber irgend so was allgemein Freundliches hätte sie uns eigentlich sagen können.“

„Na, woll'n mal sehen, was der Alte für ein Gesicht macht!“ tröstete sich Pletten und unterwarf seinen äußern Menschen vor dem Spiegel einer kurzen Inspektion.

Da trat Herr von Gumbkirch ein. „Das ist ja ein unerwarteter Vorzug,“ begrüßte er die beiden in einem Ton, der in Drieven den lebhaften Wunsch erweckte, lieber nicht gekommen zu sein. Pletten dagegen war nicht so leicht einzuschüchtern. Er erzählte, wie er mitten im residenzlichen Treiben die „reißenden“ Tage von Kollman und Neuenstadt nie vergessen habe, wie lebhaft sein Wunsch gewesen sei, seinen frühern gütigen Gastfreund wiederzusehen, da ein glücklicher Zufall ihn wieder einmal nach Neuenstadt gebracht habe, und unter dem Klange seiner Worte — sie klangen wirklich wie aus tiefstem Herzen kommend — schien das Eis bei Herrn von Gumbkirch zu schmelzen, und seine Aufforderung „abzulegen und es sich bequem zu machen“ klang schon um vieles freundlicher als sein erster Willkomm.

„Ich habe wirklich ein Heimatsgefühl für die Provinz behalten, obgleich ich gar nicht in ihr geboren bin,“ behauptete Pletten, „und nun ich wieder hier in Kollman bin, ist mir's, als sei ich erst gestern fortgegangen, so lebhaft steht mir alles wieder vor Augen.“

Er war wirklich bezaubernd lebenswürdig, und während Drieven seinen Degen abschnallte, schoß es ihm durch den Kopf: er habe gar nicht gewußt, daß Pletten den alten Gumbkirch und sein Kollman so gern hatte, aber es müsse doch der Fall sein, denn wegen der Hirsche allein würde er nicht solche Romddie spielen, er müsse wirklich etwas dabei fühlen. Daß Pletten's Lebenswürdigkeit Fräulein Betsy gelten könne, fiel ihm gar nicht ein. Pletten hatte ja so viel Auswahl in Berlin.

Betsy trat jetzt ein; sie hatte das Reittkleid mit einem hellgrünen Kostüm vertauscht, aber sie sah darum nicht freundlicher aus als vorher.

„Was wird er nur machen, um auch sie zu erobern, denn wenn er zur Hirschjagd eingeladen werden will, kommt es doch auch auf ihre gute Meinung an,“ dachte Drieven. Pletten war aber vorläufig so in die Unterhaltung mit dem Alten vertieft, daß er die Tochter kaum beachtete.

„Mein Freund Drieven sucht ja eigentlich ein Pferd, es träre sich ganz famos, wenn Ihr Wallach sich für ihn eignete.“ Diese Worte Pletten's unterbrachen das Gespräch, das Drieven recht mühselig mit Fräulein Betsy in Gang zu bringen suchte.

Drieven sah sehr erstaunt aus, aber ehe er noch behaupten konnte, daß Pletten sich irre, sagte dieser: „Denke dir nur, welches merkwürdige Zusammentreffen, Herr von Gumbkirch hat einen selbstgezeugnen Wallach, der mir genau das zu sein scheint, was du brauchst.“

„Aber —“ versuchte Drieven den Irrtum aufzuklären, wurde jedoch unterbrochen.

„Ja, ich weiß, du stehst auch mit Tornau in Unterhandlung, aber einsteilen könntest du doch den Wallach des Herrn von Gumbkirch besuchen.“

„D allerdings,“ sagte nun Drieven, der anfing zu be-

greifen, daß Pletten irgend einen besondern Plan mit der Pferdebeschaffung hatte und im Grunde ebenso genau wie er selbst wußte, daß Drieven gar keinen Pferdekauf beabsichtigte.

Herr von Gumbkirch war passionierter Pferdezüchter; nichts war also natürlicher, als daß er, sobald das Gespräch diese Wendung nahm, vorschlug, seine Ställe und Pferdekoppeln zu besuchen. Da Drieven den präsumtiven Käufer vorstellte, ergab es sich nun wiederum auch ganz von selbst, daß er und Herr von Gumbkirch vorangingen, während Pletten und Fräulein Betsy nachfolgten.

Und während der alte Herr seinem Besucher die Grundsätze erläuterte, welche er bei der Pferdezucht verfolgte, entspann sich zwischen Pletten und Fräulein Betsy ein lebhaftes Gespräch.

„Ich fürchte, unser Besuch hat Sie gestört, gnädiges Fräulein!“

„Doch nicht, er überraschte mich nur, weil unerwarteter Besuch etwas so Ungewohntes für uns ist.“

„Aber, wie ist das nur möglich, Kollman ist doch wie geschaffen zu einem Mittelpunkt schönster Geselligkeit.“ Pletten machte dabei ein ganz harmloses Gesicht, er wollte sondieren, ob Betsy von der Duellgeschichte etwas wisse.

Sie wußte offenbar nichts, denn sie antwortete ganz unbefangen, wenn auch nicht sehr höflich: „Wir machen uns beide nichts aus Geselligkeit, Papa und ich.“

Pletten zog die Augenbrauen in die Höhe. „Sie haben eigentlich ganz recht, gnädiges Fräulein, ich gehöre auch nicht zu den sogenannten Gesellschaftstieren — die Geselligkeit ist im Grunde genommen furchtbar fade — aber bei einer so jungen Dame wundert es mich doch.“

„Weshalb erwarten Sie, daß eine junge Dame das befriedigen soll, was Sie selbst als fade bezeichnen?“

Sie war nicht bequem, diese Betsy, aber Pletten war nicht so leicht aus dem Sattel zu heben, er parierte den Stich. „Ich sehe, gnädiges Fräulein, daß Sie weit über dem Durchschnittsmasse unsrer heutigen jungen Damen stehen, und ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie erfrischend eine derartige Begegnung für unsereinen ist, der im Staube der Alltäglichkeit einhertrötten muß.“

„Aber Sie kennen mich ja gar nicht, Baron Pletten!“

„Man hat manchmal Instinkte — Ahnungen, die untrüglicher sind als Kenntnisse; ich glaube z. B. bestimmt zu wissen, daß Sie gern und viel lesen.“

„Ja, dazu muß ich mich freilich bekennen.“

„Und welches ist wohl Ihr Lieblingschriftsteller?“

Man hatte die Fohlenkoppeln erreicht, und gerade als Pletten diese Frage stellte, stand Drieven neben ihm.

Er blickte unwillkürlich erstaunt auf. Das war ja die erste Frage von Pletten's „Programm“. Also auch hier konnte er es nicht lassen, seinen Eroberungszug zu machen!

Der in Frage stehende Wallach kam herangeragt, Drieven konnte nichts weiter von Pletten's Unterhaltung hören, aber als er in größter Verlegenheit sich bemühte, einen Grund ausfindig zu machen, weshalb der übrigens wirklich tabellose Wallach nicht für ihn passe, kam Pletten ihm zu Hilfe, schob die Geschichte mit dem Rittmeister Tornau zwischen Drieven und den drohenden Pferdekauf, sich selbst an die Seite des alten Herrn und entfaltete einen Aufwand von Lebenswürdigkeit und Beredsamkeit, der diesen vollständig zu erobern schien.

„Ihr Freund redet mir zu, mit Papa zu Schweminger zu fahren,“ sagte Fräulein Betsy, die nun wieder an Drieven's Seite hinschritt, „Papa war so oft leidend in letzter Zeit.“

„Ja, Schweminger ist ein guter Diagnostiker,“ meinte Drieven, „er hat auch meine Mutter kürzlich von einem Magenübel geheilt.“ Und als habe Drieven mit dem Worte „Mutter“ eine Zauberformel ausgesprochen, die ihn plötzlich beredt machte, war von diesem Augenblick an das Eis zwischen ihm und Fräulein Betsy gebrochen, und beide plauderten wie alte Bekannte miteinander.

Der alte Herr hatte inzwischen Gefallen an Pletten gefunden, und die Freunde blieben den Abend über in Kollman.

Nach dem Souper machte man eine Mondscheinpromenade durch den Park. Pletten hatte es eingerichtet, daß Drieven jetzt neben Herrn von Gumbkirch einherging, aber er konnte es doch nicht verhindern, daß dieser hörte, wie er zu Fräulein Betsy im Laufe des Gesprächs sagte: „Ja, sehen Sie, ich glaube nun einmal, daß eine ideale Freundschaft zwischen einem Mann und einem weiblichen Wesen sehr wohl bestehen kann!“

Es gab Drieven förmlich einen Stich ins Herz. „Möchte Pletten mit seinen Berlinerinnen sein Spiel treiben — Betsy Gumbkirch war zu schade dazu! Zum erstenmale grollte er dem bewundernden Pletten ganz herzhafte.“

Auf der Rückfahrt kutschte Pletten, und Drieven sah ärgerlich und schweigend neben ihm.

„War meine Pferdekaufgeschichte nicht ein famoseres Manöver, um den Alten guter Laune zu machen?“ fragte Pletten.

„Ich fand sie recht überflüssig,“ gab Drieven zurück, „oder du hättest wenigstens selbst als Käufer auftreten sollen.“

Pletten lachte. „S bewahre, dann hätte es ja ausgesehen, als sei ich nicht nur der Menschen wegen nach Kollman gekommen.“

Wieder versank Drieven in Schweigen. Plötzlich fragte er rund heraus: „Was hat Fräulein von Gumbkirch eigentlich auf deine Phrasen von der Freundschaft zwischen Mann und Frau geantwortet?“

„Ach so, das hätte ich dir auch nicht zu erzählen brauchen, das von meinem Programm, aber unter Kameraden! hm, was sie geantwortet hat, willst du wissen? Eigentlich sonderbar, das hat noch keine gesagt! Sie erklärte nämlich, darüber habe sie noch nicht nachgedacht!“

„Braves Mädchen,“ meinte Drieven, „das ohne Sentimentalität und Koketterie die Wahrheit sagt.“

Pletten schnalzte mit der Zunge und trieb die Pferde an.

Am nächsten Morgen teilte der Rittmeister Tornau Pletten mit, daß es so gut wie sicher sei, Drieven würde zur Militärtelegraphie nach Berlin abkommandiert werden. „Der gute Bummelzug muß notwendig eine Luftveränderung haben,“ sagte er.

„Es wird ihm sehr gut sein, wenn ich ihn etwas in die Kur nehme,“ versicherte Pletten. „Ich werde ihm das Anhalten schon abgewöhnen.“ Eine Stunde später reiste er ab, um den Schauplatz seiner verschiedenen Thätigkeiten wieder nach Berlin zu verlegen.

(Schluß folgt.)

Altwerden und Jungbleiben.

Betrachtungen von Rud. Maria Schubert.

Nachdruck verboten.

Es giebt viele, denen es in der Welt ganz gut gefällt, die mit der Art, wie die Dinge eingerichtet sind, ganz einverstanden sind, die es glauben und auch unterschreiben würden, daß die Welt, in der sie leben, die beste aller Welten ist, wenn nur eins nicht wäre — das Altwerden. Nicht etwa, daß sie nicht lange leben möchten, daß ihnen eine kürzere Reihe von Lebensjahren als das beneidenswertere Geschick erschiene. Im Gegenteil! Sie möchten der Lebensgrenze den weitesten Umfang geben, aber sie möchten dabei — jung bleiben. Ein Widerspruch, wie sich ja täglich so viele begeben! Es ist also im Grunde weniger das Altwerden an sich, als vielmehr das, was mit dem Altwerden naturnotwendig in Verbindung steht, zunächst das Altaussehen, die Einbuße an den Reizen der Jugend, was namentlich manchen Frauen kummervolle Tage und schlaflose Nächte bereitet. Dabei denken die wenigsten, daß gerade das Kummern und Sorgen dem Gefürchteten näher bringt, daß sie mit dieser Furcht vor dem Altwerden einen neuen Nagel zum Sarge ihrer Schönheit schmieden.

Etwas wirklich Unheimliches und Sorgenrufendes hat das Altern nur für diejenigen, denen mit dem verminderten Kräftekapital zugleich die Mittel zur Beseitigung des Lebensunterhaltes verloren gehen und welche in eine Zukunft sehen, in der sie an dem nötigsten Mangel haben werden. Es ist auch ein bedrückendes und beklemmendes Gefühl, wahrzunehmen, wie die Kreise derjenigen, die uns nahe stehen und an die wir mit Banden der Liebe und Freundschaft gefesselt sind, mit den zunehmenden Jahren immer mehr sich lichten, wie es mehr und mehr einsam um uns wird. Beängstigend ist auch die Vorstellung von Krankheiten und körperlichen Uebeln, die zwar nicht notwendig mit dem Alter verbunden sind, die aber doch mit Vorliebe das Alter aufsuchen und den Horizont des Daseins oft nie mehr ganz unbewölkt erscheinen lassen.

Im übrigen sind die Leiden und Anstrengungen des Alters kaum größer als jene der andern Lebensperioden. Das Alter verändert allerdings die äußere Erscheinung, aber es verunstaltet sie nicht immer. Das Abstoßende und Abschreckende in der äußeren Erscheinung mancher alten Leute hängt nicht notwendig mit dem Alter zusammen, sondern es erklärt sich aus der Unruhe, der Angst und den Sorgen, unter denen ihr Leben zumeist verläuft, aus ihrer steten Furcht vor dem Kommen und insbesondere aus erbgeerbten häßlichen Leidenschaften und Eigentümlichkeiten, aus der durch einen großen Teil ihres Daseins sich hinziehenden Lüge und Lebensunwahrheit. Das Alter allein macht nie häßlich; im Gegenteil, es säufert häufig die von Natur vorhandene Häßlichkeit, indem es eine gewisse Milde und den Abendsonnenglanz stiller Resignation um das Menschenantlitz gießt. Im Alter verliert sich, was Schmutz, Zufall, was Geliebtes und Entliehenes im Menschen war. Was er als sein Eigentum besaß, das ist unverlierbar fürs Leben, und hat er Schönheit — Schönheit der Seele — besessen, die sich immer auch im Äußerlichen bekundet, so bleibt sie ihm auch bei grauen Haaren und minder vollen Wangen.

Es ist eine Schickung der Natur, daß gerade zu der Zeit, wo die äußern Reize beim Menschen zurücktreten und beginnen, minder außersinnlich zu werden, wo sie das Urteil weniger beirren und verwirren, die innern Reize um so klarer und mächtiger hervortreten: die Urchrift wird sichtbar. Freilich, wo keine innern Reize, kein innerer Besitz vorhanden sind, können sie auch nicht hervortreten. Wo sie aber sind, da ist ihre Wirkung ausgesprochen und tiefgehend. Das sehen wir an den Beispielen jener hervorragenden Frauen und Männer, die, oft weit über die Lebensmitte hinaus, noch ein Gegenstand der Verehrung und Bewunderung der Mitlebenden gewesen und zuweilen noch im höhern Alter die heftigste und aufrichtigste Meinung einflößten! Die Minon de l'Enclos, die Récamier zählten noch als bejahrte Matronen lebhafteste Verehrer in der Männerwelt, und Goethe und der Dichter Bauernfeld fanden selbst im hohen Alter noch große Zuneigung bei jungen Mädchen und Frauen.

Geist und Gemüt geben eben immer den Ausschlag; das ist in der Ehe so und ist so in der Liebe. Wer nur die äußern Reize besitzt, der befindet sich freilich in einer kritischen Lage, sobald die Zeit kommt, wo diese Reize nicht mehr die gewohnte Anziehungskraft üben und allgemach beginnen, wirkungslos zu werden. Es ist für eine Frau, die nur vermöge ihrer Schönheit stets mehr im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses gestanden oder gar einen derartigen Mittelpunkt gebildet hat, eine harte Probe, ihren Platz verlassen und mehr und mehr an die Peripherie des Interesses der gesellschaftlichen Kreise rücken zu müssen. Die Zurücksetzung erscheint ihr selbst nicht völlig faßbar, obwohl sie so leicht zu erklären und für jeden andern eine ganz selbstverständliche Sache ist. Denn die Huldigungen galten nicht der Frau selbst, sondern nur ihrer Schönheit, und wenn sie der letztern verlustig gegangen, befindet sie sich ganz in der Lage eines depossidierten Herrschers, der gestern noch von Scharen von Menschen umgeben war, die für ihn zu sterben bereit waren, und der heute kaum einen findet, der für ihn zu leben die Geneigtheit besitzt. Es ist vielleicht das am schwersten zu Verwindende für die Frau, daß nach ihr nicht das Nichts kommt, sondern daß nach ihr andre kommen, die herrschen und den Platz einnehmen werden, wo sie ihre Triumphe feierte. Das nehme gelassen hin, wer kann; die Frau kann es oftmals nicht, und was im Fortgange des Naturprozesses ihr abhanden gekommen, das sucht sie nun von der Kunst zu erlangen.

Erreicht sie ihren Zweck? In den wenigsten Fällen! Die feinste koloristische Behandlung, die sie sich angeeignet läßt, wird es nicht zuwege bringen, daß die Imitation für Original genommen wird, daß irgend jemand glaubt, er stehe vor einem reinen, unverfälschten Werte der Natur. Weiß aber jeder, was hinter den Kulissen vorgegangen, wozu sind dann alle Mühe und aller Aufwand? Die Frau, die die Natur zu korrigieren unternimmt, thut geheimnisvoll, will täuschen, schüttet aber dabei ihr Herz vor jedem aus, zeigt, wovon es bis auf den Grund erfüllt ist: von dem unbezwingbaren Verlangen zu gefallen, jung zu bleiben!

Der Mensch soll aber auch in seinem Äußern immer mit demjenigen Schritt halten, was in ihm ist, wenn er seine Würde behalten und nicht der Väterlichkeit verfallen will. Das Äußere muß der Widerschein des Innern, nicht sein

Kontrast sein, dem Frühlingsglanze des Antlitzes muß ein Frühling im Innern entsprechen. Ist es nicht so, dann strecken Verzerrung, Unnatur ihre Häße hervor. Nichts verrät so sehr das Altern, als das unausgesetzte Bemühen, dem Altern auszuweichen. Durch dieses Ausweichenwollen wird die Aufmerksamkeit erst recht darauf gelenkt, daß der entscheidende Wendepunkt eingetreten!

Daß Altwerden und Jungbleiben nicht ausschließlich von den Jahren abhängen, sehen wir an der verschiedenen Epoche des Alterseintrittes: mancher ist schon mit dreißig Jahren ein Greis, und andre haben als Fünzigjährige ihre Zelte im Lager der Jugend noch nicht abgebrochen. Im Durchschnitt bleiben die Menschen heutzutage länger jung als ehemals. Man lebt heute eben mehr nach Grundsätzen, ist regelmäßiger in seinem Thun und Lassen, einsichtsvoller gegen das geworden, was der Gesundheit des Leibes und der Seele dient, und vor allem: das Gesichtsfeld jedes einzelnen ist größer, sein Interesse reger und vielseitiger geworden; die umfassenderen geistigen Bedürfnisse und ihre Befriedigung lassen die Kräfte nicht so früh in Schlummer sinken. Solange wir geistigen Eindrücken zugänglich sind, solange unser geistiges Wachstum nicht abgeschlossen ist, so lange sind wir auch jung, weil wir im Geiste rege und thatkräftig sind. Erst, wenn die Natur in uns gesättigt erscheint, wenn die Geheimnisse der Dinge uns nicht mehr reizen und die Begebenheiten über uns hinwegziehen wie ferne Wölkchen am Horizonte, kaum mit einem Schatten das Bewußtsein streifend — dann ist es mit dem Arbeitstagen unserer Seele vorüber, dann sind wir wirklich alt. Einen Vorsprung wird immer derjenige haben und länger jung bleiben, der seinem Leben einen tüchtigen Inhalt zu geben weiß! Hat das Leben einen solchen, dann giebt es auch immer zu thun für uns, dann schiebt sich das Alter auch weit und weiter hinaus, wir haben gewissermaßen nicht Zeit zu rosten und zu altern.

Spielmannslied.

Nachdruck verboten.

Ein Lied aus munterer Kehle,
Frohstimm in Herz und Seele,
Und wenn ich manchmal fehle
Des rechten Weges auch:
So schreit' ich ohne Stocken
Doch frisch und unerschrocken
Mit Singen und Frohlocken
Dahin nach Sängerbau.

Wir steht der Sinn ins Weite!
Die Vögel mir zur Seite
Sind jubelndes Geleite
Auf rüßiger Wanderschaft.
Bald winkt ein roter Fiegel,
Flugs springt mir Thor und Riegel,
Ein Mahl aus Topf und Tiegel
Läßt mich zu neuer Kraft.

Das junge Volk der Bauern,
Vergeßend all sein Trauern,
Schlingt in der Scheune Mauern
Den Tanz nach meinem Lied.
Mit Bändern und mit Schleifen
Gezierte Mädchen schweifen,
Die rasch mit ledern Greifen
Der Bursch zum Reigen zieht.

Wird's still nun in den Räumen,
Stärkt Schlaf mit süßen Träumen;
Und schaukelt in den Wäumen
Der Frühwind morgens sich,
So ist mit Geig' und Bogen
Schon aus dem Nest geflogen
Und weiter fortgezogen
Der Vogel emsiglich.

So macht vom jungen Morgen
Bis abends nichts mir Sorgen,
Ich fühl' mich gut geborgen
Allorts in Gottes Welt.
Und wenn dereinst zum Schweigen
Sich meine Tage neigen,
Begrabt mit meiner Geigen
Mich unterm freien Feld!

Richard Zoozmann.

Zum erstemal Gäste!

Praktische Ratschläge für junge Hausfrauen.

Nachdruck verboten.

Die ersten Gäste im eigenen Heim! Das ist eine Angelegenheit, die dir als junge Hausfrau wohl das Herz etwas schlagen lassen kann. Zum erstenmal sollst du in der Rolle der Frau des Hauses auftreten, zum erstenmal zeigen, daß du es verstehst, die Honneurs deines eigenen Haushalts mit Anmut und Geschick zu machen! Nun, frisch gewagt ist halb gewonnen! Also, was willst du geben? Ein feines, hübsches Diner? Oder soll es eine Abendgesellschaft sein? Wenn du bei letzterer an gedachter Tafel speisen läßt, dann gelten für beide Fälle so ziemlich dieselben Regeln.

Als erstes Gesetz merke dir: willst du, daß deine Gäste sich wohl bei dir fühlen, dann darfst du dir nie anmerken lassen, daß sie dir irgendwelche Unbequemlichkeit oder Mühe bereiten. Und solltest du, sobald der letzte von ihnen fort ist, halbtot in einen Sessel sinken, das macht nichts; solange sie da sind, haben deine Blicke, deine Worte nichts als das reinste Vergnügen über ihren Besuch zu verraten.

Dazu gehört, daß du zu guter Zeit fertig mit allen Vorbereitungen bist, fertig mit deinen Anordnungen in der Küche — was du deinen Gästen vorlegen willst, das bleibt dir überlassen, merke nur, daß es besser ist, weniger und gut, als viel und schlecht, besser etwas Einfaches von erster Qualität, als etwas Besonderes von zweiter, besser etwas exprobtet Altes als etwas gewagtes Neues — fertig mit dem Decken und Schmücken der Tafel, wobei wir dir raten, lieber zwei

Stunden zu früh, als eine halbe Stunde zu spät anzufangen — fertig mit der gefälligen Ordnung deiner Wohnung, in der du zur Geltung bringen kannst, was immer du Schönes besitzt, ohne doch die verschiedenen Zierlichkeiten deinen Gästen direkt unter die Ellenbogen oder zwischen die Füße zu stellen — fertig vor allem mit dir selbst und deinem Anzug, damit du deinen Gästen nicht erhitzt und aufgeregert, sondern voll ungeteilter Freundlichkeit entgegen treten kannst. — Halt! Und was du anziehen sollst? Ja nichts Kostbareres, als deine Gäste tragen, das hieße diese demütigen; aber auch nichts allzu Alltägliches, das würde unaufmerksam gegen sie erscheinen, etwas also, das dir gut zu Gesicht steht, gefällig und hübsch ist und zugleich deiner Würde als Hausfrau entspricht.

So, nun kannst du deine Gäste empfangen! Und zwar hast du dies so liebenswürdig als irgend möglich zu thun, damit gleich der erste Eindruck ein guter ist. Für jeden deiner Gäste sollst du ein paar Worte haben, die ihn angenehm berühren und ihm das Gefühl geben, daß gerade sein Besuch dir zur besondern Freude gereicht. Keinen darfst du bevorzugen, keinen vernachlässigen, Sympathien oder Antipathien giebt es für eine Hausfrau nicht, besondere Aufmerksamkeit darfst du höchstens dem erweisen, der noch fremd in deinem Gesellschaftskreise ist. Daß du deine Gäste miteinander bekannt zu machen hast, falls sie dies noch nicht sind, versteht sich von selbst, du darfst dich aber nicht mit der bloßen Vorstellung begnügen, sondern mußt das Gespräch einleiten, auf gemeinsame Beziehungen und Interessen aufmerksam machen u. s. w.

Lassen einzelne Gäste warten, so hast du dich besonders zu bemühen, deinen Gästen über die Dede der Quart d'heure de grace, die der gute Ton zu warten gebietet, hinwegzuhelfen. Ob du auf einzelne hervorragende Gäste noch länger warten sollst, das läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden. Doch wir wollen hoffen, daß deine Gäste pünktlich sind, Sorge nur auch, daß die gewöhnlich allen willkommenen Meldung, daß serviert ist, nicht durch deine oder deiner Köchin Schuld ungebührlich verzögert werde. Kommt die Meldung, so wendest du dich an den angesehensten Herrn der Gesellschaft und bittest ihn um seinen Arm, dein Gatte bietet den seinen der angesehensten Dame, die übrigen Herren, die schon vorher von dir oder deinem Gatten einen Wink erhalten, wen sie zu Tische führen sollen, reihen sich ein, und der Zug, von dir eröffnet und von deinem Gatten beschloffen, begiebt sich in das Speisezimmer, in dem es hoffentlich hübsch kühl ist, denn nichts ist unangenehmer, als sich in einem heißen Raume zu Tische zu setzen. Die Wärme hat bei solchen Gelegenheiten von innen, nicht von außen zu kommen.

Gewöhnlich zeigt du den Gästen durch Karten ihre Plätze an. Das richtige Platzieren derselben ist oft keine kleine Kunst. Da gilt es nicht nur Rang und Alter abzuwägen, oder ob eine Dame verheiratet oder unverheiratet ist, auch Abneigungen und Zuneigungen unter deinen Gästen, ihren verschiedenen Bildungsgrad und Interessenkreis gilt es zu berücksichtigen. Zwei Personen, die sich nicht austehen können, darfst du ebensowenig zusammensetzen wie zwei, von denen jeder durch seine Schweigeltätigkeit berühmt ist. Ja, und bunte Reihe sollst du auch einhalten! Da hilft nichts, als daß du vorher immer und immer wieder studierst und ausprobierst, bis es dir gelungen ist, eine möglichst ideale Tischordnung herzustellen. Lade auch nicht dreizehn Personen ein, man weiß nie genau, wie weit die Aufklärung in solchen Fällen geht, setze deine Gäste nicht zu enge, was namentlich älteren Herren ein Grenel ist, und auch nicht zu weit voneinander, was ungemütlich ist, und kannst du jemandem durchaus keine angenehme Nachbarschaft geben, so entschädige ihn durch ein um so liebenswürdigeres vis-à-vis.

So, nun laß die Schlacht beginnen und verliere nicht gleich deine Kaltblütigkeit, wenn nicht alles geht, wie es gehen sollte. Wie sehr es in dir kochte, wenn der dienstbare Geist, allen empfangenen Instruktionen zum Hohne, am unrechten Ende der Tafel zu servieren beginnt oder die Speisen von rechts anbietet, äußerlich darfst du dir nichts davon anmerken lassen. Kannst du dem Unheil mit einem unauffälligen Winke Einhalt thun, gut, wenn nicht, so laß ihn seinen Lauf. Die tabelnden Bemerkungen, die hebst du dir für nachher auf, jetzt darfst du verbindliche Lächeln nicht von deinen Lippen schwinden.

Du hast aber noch andre Pflichten, als den geregelten Gang des Mahles zu überwachen, du hast auch Einfluß auf die Unterhaltung zu nehmen. Stockt das Gespräch, so hast du ihm durch eine geschickt hingeworfene Bemerkung neuen Stoff zuzuführen; nimmt es eine für einen der Gäste peinliche Wendung, so lenkst du es gewandt andern Bahnen zu; erhizen sich die Meinungen, so suchst du durch einen Scherz die entflozene Gemütlichkeit zurückzubringen. Du läßt keine Verstimmung aufkommen, keine Langeweile um sich greifen. Ueber die Speisen und ihre Zubereitung sprichst du im allgemeinen nicht, doch ist es dir ausnahmsweise wohl gestattet, deine Gäste auf irgend einen besondern Gemüß aufmerksam zu machen, es darf aber keine Prahlerei oder Ruhmredigkeit, sondern nur die Freude, deinen Gästen dies oder das bieten zu können, aus deiner Bemerkung sprechen. Daß in feiner Gesellschaft nicht genötigt wird, weißt du wohl?

Aber wenn du die Tafel aufheben sollst, das weißt du nicht? Nun, dazu bemuhest du am besten die erste längere Pause, nachdem der Nachtrich herumgereicht ist. Du erhebst dich und bittest deinen Nachbar zur Linken um seinen Arm, dein Gatte giebt seiner Nachbarin zur Rechten den Arm, und so, wie ihr gekommen, verläßt ihr den Speisesaal wieder, um im Salon beim schwarzen Kaffee noch eine Weile der Unterhaltung zu pflegen, vielleicht auch etwas zu musizieren oder dergleichen.

Kommt dann der Augenblick des Aufbruchs, so hast du noch einmal Gelegenheit, all deinen gesellschaftlichen Takt aufzubieten. Jedem deiner Gäste hast du in den Abschiedsworten eine Quintessenz deiner Liebenswürdigkeit mit auf den Weg zu geben, sodas der letzte Eindruck vorteilhaft ist und dein Gast dich mit der Ueberzeugung verläßt, daß er sich dir besonders angenehm gemacht hat und du nichts sehnlicher wünschst, als ihn bald wieder bei dir zu sehen.

So, und nun ist der schon erwähnte Augenblick gekommen, wo du erköpft in den Sessel sinken und überlegen kannst, ob dein erster Empfang ein Siegel oder eine Niederlage war. Doch wie könnte das letztere bei dir der Fall sein! Nein, du hast einen Erfolg gehabt, einen vollständigen Erfolg, und wir gratulieren dir herzlich dazu.

Helene Stöckl.

Am Ende.

Novelle von Käthe Stellmacher.

(Schluß aus Nr. 30, S. 359.)

Nachdruck verboten.

Nur einmal, an einem Spätnachmittage im Juli — er hatte sich entschlossen, diesmal im Badhotel zu übernachten — blieben sie zufällig hinter der Gesellschaft, in deren Mitte dies halb unwillkürlich sein sollende und halb unwillkürliche Zusammentreffen stets stattfand, zurück. Er war so weich gestimmt wie lange nicht; sein ganzes Herz zog ihn zu ihr. Die bange Frage schwebte ihm trotz alles Widerstrebens auf den Lippen. Und in ihr regte es sich leise und freudig. Das räthelhafte Gefühl, das trotz aller Schmerzen und Enttäuschungen immer wieder sprach: „Und er kommt doch um deinetwillen!“ wurde zu süßer Hoffnung. Ihr war, sie müßte den Moment festhalten, irgend etwas thun, diese grausame Scheidewand zwischen ihnen zu zerbrechen. Er sollte ja nur ihr Freund sein wie einst — nicht mehr. Warum war er das nicht geblieben?

„Erich,“ sagte sie leise und ruhig, denn eine seltsame Ruhe war in diesem Augenblick über ihr, „wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

Er beugte unter dem weichen Klang seines Vornamens. Seine Brust hob sich schwer. Es war, als wollte das Gefühl sie endlich sprengen. Aber er sah auf die Leute, die in kurzer Entfernung lärmend und lachend vor ihnen gingen.

„Gern, was soll es sein?“ fragte er langsam.

„Singen Sie heute abend die Lieder, die Sie — damals sangen — früher.“

„Welche?“ fragte er wie aus dem Traum.

Sie hat um eins von Brahms, eins von Mendelssohn und um ein paar kleinere, wenig bekannte, die nur er zu singen pflegte.

Als sie die letzteren nannte, wandte er sich jählings nach ihr um. Eine Freudenvötte flammte in seinem schönen Gesicht. „Das — Sie wissen es noch? Sie denken noch daran —“ stammelte er.

Einen Moment lang war jenes Glück, dem kein anderes gleicht, in ihren Herzen. Er sah sie an mit einem leuchtenden Blick voll Liebe, von keiner Furcht mehr verdunkelt, von keiner Thorheit verhüllt. Und sie gab ihn zurück, voll und klar, glücklich und rein.

Es war ein Moment, den ihre Seelen in alle Ewigkeit nicht vergaßen; aber für die Wirklichkeit — ach! — war es nur ein Moment. Der Dämon kroch von neuem an sein Herz. Mit jenem weichen Klang hatte sie ja einst auch den Freund genannt — es war ihre Brautzeit gewesen, in der sie die Lieder hörte!

Die lachende Gesellschaft stand still und wartete auf das Paar. Es war vorbei. Der Augenblick entflo. Sie konnten das Glück nicht halten.

Am Abend im Kurfaal sang er. Er sang alle die Lieder, die sie gewünscht hatte. Er sang wunderbar schön — und nur für sie. Ihre zitterndes Herz, mit jeder Faser lauschend, fühlte es. Aber als sie zuletzt mit Thränen in den Augen herantrat, um ihm zu danken, verneigte er sich kühl und fremd wie vor allen andern. Und sie schlich davon — empört, gedemüthigt, in tiefen Schmerzen.

Sie sahen sich zu hastigem Abschied noch ein kurzes Mal nach diesem Abend. Dann für Jahre nur kühl — fremd — flüchtig.

O diese langen, öden, bitteren Jahre! Jahre, in denen jeder Sommer neue Schmerzen, jeder Winter neue Hoffnungen, jeder Frühling neue Enttäuschung brachte.

Im Herbst, wenn er forsting, irgend einer neuen Stadt und Welt zu, in die sein Beruf ihn führte, war sie niedergeschlagen und verzagt. Wenn der Schnee fiel und süße Weihnachtshoffnung die Welt durchzog, legte es sich wie träumerische Schleier über die vergangenen Schmerzen. Stille, tröstliche Erwartung blühte langsam aus ihnen empor: im Frühling würde er wiederkommen! Diesmal — würde es anders sein!

Die Musik blieb ihre liebste Zuflucht. War sie doch zugleich ein altes, trautes Bindeglied zwischen ihnen! Konnte

sie nicht einst ein noch stärkeres werden? Verwirrene Zukunftsträume gaukelten vor dem heißen Hirn der jungen Frau: wenn sie eine Künstlerin würde! Sie war es schon in gewissem Sinn, ihr fehlte nur jene weltkundige, derbe Sicherheit, die sich nach außen hin Bahn zu brechen versteht. Wenn er — sie wußte es wohl, daß er in seinem Beruf nicht so glücklich war, wie es sich nach den ersten Erfolgen hoffen ließ; in ihm war, sie wußte auch dies, derselbe Mangel wie in ihr; und der Konzertsaal wäre vielmehr sein Feld gewesen als die Bühne — wenn er und sie, von selbigem Glück begeistert, aneinander sich haltend, ihre besten Kräfte ineinander schmelzend, es versuchten, sie würden die Welt gewinnen! Sie sprang auf und schalt sich eine Thorin ob solcher Träume und saß dann wieder selbstvergeben in sie zurück.

O diese bangen Jahre! Die Monate, in denen sie Blumen auf das Grab seiner Mutter legte, in der Selbstvorpiegelung, daß es der hochverehrten Entschlafenen zu Ehren geschehe, und doch nur aus

Und dann wieder sonnige Morgen, an denen ihre Seele die Flügel hob, ihr Stolz auf die Kleinlichkeit der Allgemeinheit herabschaute und ihr zuflüsterte: du bist es dennoch wert!

„Wenn ich es wüßte, daß du eine andre liebst, Und daß du glücklich bist, Wollt' ich es ruhig tragen. Doch einsam seh' ich dich und immer einsam — Und fühl's: es sucht dein Herz — wie meins. Und fühl's: daß wir uns glücklich machen könnten, Unjagbar glücklich — ja! Was in mir thörlich, arm und klein Ich kenn' es wohl! doch ist in mir Ein Stück von dem, ein Stück des Lebens, Das du brauchst. Du aber — ach! Du weißt das nicht; und wenn Du's wüßtest — würdest du es wollen?“

Sie war keine Dichterin von Gottes Gnaden. Auf dem Flügel allein vermochte sie mühelos zu sagen, was sie litt. Aber zuweilen rangen tiefbewegende Gedanken sich wie unter einer höheren Macht in dieser Form aus ihrer Brust. Es war an einem solchen Morgen, daß sie langsam wie im Traume die Verse in ihr Büchlein schrieb.

Von Jahr zu Jahr nahm das sie bedrückende Gefühl der Einsamkeit zu! Das schauernde Zurückweichen vor jeder dargebrachten Liebe eines andern Mannes in dem ungewollten und nie zurückzuhaltenden Vergleich mit dem Freunde! Der heiße, leidenschafts- und schmerzscham- und glückdurchglühte Tag der Erkenntnis, daß von keinem Freundschaftsstraum mehr die Rede sein konnte, daß sie ein reifes, sich selber kennendes Weib geworden war, das mit jeder Faser seines Wesens nach dem einzig geliebten Manne verlangte!

Die grausamen Tage, an denen sie ihr blaßes Gesicht, ihre trüben Augen, ergrauende Fäden ihres Haares im Spiegel sah und müde, hoffnungslos, gebrochen sich abwandte: „Es ist zu spät, es ist vorbei!“ Die wehmütigen Abende! Wenn die schweren Flechten über die weißen Schultern fielen; wenn sie die Hände auf die pochende Brust presste, fühlend, daß sie noch eine Welt von Liebe und Glückseligkeit zu verschicken hatte, den Kopf seufzend in den Nacken zurücklegend, die geschlossenen Augen zum Himmel richtete: „Und er kommt nicht — kommt nicht!“

Die ungezählten Stunden hoffnungsloser Entsagung in banger Erwiderung jener selbstverneinenden Fragen: „Wie kommst du dazu, alles dies auch nur zu denken? Seid ihr nicht getrennt erden- und himmelweit? Was hat euch jemals verbunden, was kann es jemals thun?“

Und über all der Rede und Leere die aufleuchtenden Sonnenblicke jeder süßen Kindheits-

erinnerung, das Wiederauftauchen der raschen Liebesblicke und der verklungenen Töne! Die heute in trostlose Ferne entschwebende, morgen tief im Herzen nistende Ueberzeugung: und dennoch war es da, das Glück — und — ist!

Ein tiefer Schmerz suchte sie heim. Die Mutter erkrankte zum Tode. Unermüdlige Arbeit, quälende Angst, unsagbare Trauer lasteten auf ihr. Es war in dieser Zeit, daß sie anfang zu denken, sie — haßte ihn. Der einzige Mensch auf der Welt, der in dieser alle Kräfte aufreibenden Trostlosigkeit sie hätte aufrichten können, und er blieb fern, kühl, teilnahmslos. Man sprach im Städtchen von ihm — was man von leichtsinnigen Männern spricht. Das glaubte sie nicht. Mitten in dem teuer erkauften Mißtrauen gegen die Natur des Mannes im allgemeinen stand wie ein unerschütterlicher Bol der Glaube an den Freund der Kindheit, den Freund des Gatten, den der letztere, einst unbewußt, so hoch über sich selbst gestellt hatte. Dieser Glaube war so fest in ihr wie jenes nicht zu tödende Gefühl der Zusammengehörigkeit ihrer Seelen über all die bittere Trennung hinweg. Aber — sie haßte ihn!

Die Mutter starb. Dumpfe Verzweiflung um die teure Tote hielt alle ihre Sinne und ihre Seele umfangen. Da war kein Raum für einen andern Gedanken. Seine Blumen und die Beileidskarte kamen von fern her. Sie dachte kaum daran, was sie in Händen hielt. Sie überlegte nicht, daß er zu



Eine interessante Geschichte. Gemälde von Max Scholz.

dem Gefühl heraus, ihm auf diese Weise etwas Liebes zu thun. Die bösen Wochen, in denen das Schreckgespenst vor ihr stand: er verschmäht dich, weil du einst einem andern gehörtest! Und die mit ihnen abwechselnden der Erleichterung: es ist nur, weil er glaubt, daß die Erinnerung zwischen uns steht! Zu solchen Zeiten spannen sich seltsame Pläne in ihrem schmerzenden Kopfe: wenn es nur das war, mußte dann nicht sie die Initiative ergreifen? Diese kleinstädtische Sitte, die das Weib zum Schweigen verdammt, war sie nicht wahnsinnige Thorheit? Warum sollte sie nicht sprechen dürfen wie ein Mann zum andern spricht: „Was hat unsere Freundschaft zerbrochen? Gib mir eine Antwort, ob sie sich wieder zusammensügen läßt?“ Sie war frei genug geworden in der Klarheit ihres Denkens, um sich die Antwort zu geben: „Wohldürfte ich es.“ Aber sie war zu bescheiden, zu trauervoll überzeugt von der Nichtigkeit ihrer armen, kleinen Person, um es zu wagen.

O diese thränenvollen Nächte, in denen sie ihr eigenes Selbst zu Boden drückte, als wäre es wertloser als ein Nichts! Eine arme Klavierpielerin! Eine der ersten Jugendblüte entschwindende, in kleinlichen Verhältnissen verbauerte Frau, die es zu keinem Ruhm, keiner Ehre, keinem Vermögen hatte bringen können! Was sollte er mit ihrer Freundschaft! Was hatte sie gegen die feimige einzutauschen?



Bilder aus Südtirol. Originalzeichnungen von Otto Tröger.

(Vergl. Seite 386).

I. Campitello im Fassathal. — II. Partie bei Campitello. — III. Sellagebirge. — IV. Blick auf den Marmolada. — V. Paßhöhe des Sellajochs.

dieser Zeit nicht hätte kommen können, selbst wenn er gewollt hätte. Das war ja nun alles gleich und — vorbei.

Sie glaubte, sie hasse ihn, und legte doch eine Blume aus seinem Kranz in der Toten geliebte Hand.

Und er? Warum dieser Jammer, diese beiden verfehlten Leben? Nichts trennte ihn von ihr — nichts! Und doch so viel!

Als die Todesnachricht ihrer Mutter ihn erreichte, faßte ihn heftige Reue, aus Gründen, die ihm wirr und unbestimmt in Kopf und Herzen schwirrten, heißer Schmerz und unbezwingliche Sehnsucht. Er hätte alles im Stich lassen, zu ihr hinüberfliegen mögen, sie an sich reißen und sagen: „Nun gehörst du mir — mir ganz allein auf der Welt!“

Aber jene unbegreifliche, blinde Thorheit kroch und hüpfte, winkelte und wand sich wie ein unaussrottbares, spottendes, unglückseliges Verhängnis in seinem Herzen. Und wenn sie nun sanft und leise, seufzend, mit Thränen sagen würde: „Ja, Erich, ich will es versuchen auch dich zu lieben?“ Nur das nicht! Lieber nichts als diese Halbheit! Volle, ganze, grenzenlose Liebe — sonst lieber Schmerz und Sehnsucht!

Wer vermochte zu sagen, wieviel von diesem an sich so hohen, edelsten Gefühl und Wunsche in den Jahren des bewegten Lebens mit einem andern, derberem, der Eitelkeit, zerlegt worden war? In unsern höchsten Tugenden, wenn wir sie schonungslos in ihre Bestandteile zerlegen, findet sich gar oft jene wertlose Mischung, die wir ihnen am wenigsten zutrauen. Und wo ein winziges Mehr dieser höchsten Tugend Flügel verleihen könnte, schlägt uns der kleine Mangel in schmerzende Fesseln.

Und hatte er denn noch ein volles Recht auf jene Liebe, wie er sie verlangte? Er war nicht mehr der reine Jüngling, den sie kannte, nicht mehr der tadellose Mann, an den sie glaubte; daß sie das that, wußte, fühlte er. Das Leben hatte nicht nur gereift, was in ihm war, es hatte auch manche seiner schönsten Blüten abgetreift. Er war klüger geworden, stärker in seinem Können, aber nicht besser. Nicht daß dieses Bewußtsein — denn er war ernst genug, um es ganz zu haben — ihn sonderlich reute. Alle Welt fand eine derartige Weise selbstverständlich; und man muß nicht nur weit, nein sehr weit über das Mittelmaß hinausreichen, um sich gegen eine selbstverständliche Annahme aller Welt aufzulehnen. Das unwillkürliche Sträuben im Innersten seines Wesens konnte man kaum ein Auflehnen nennen. Aber er war eine tiefe Natur. Er war ein guter Mensch, ein ganzer Mensch, mit jenem unauslöschlichen Trieb zur Wahrheit aller Dinge in sich; mit fester Ueberzeugung von der Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit jedes einzelnen Individuums gegen jedes andre, mit welchem es irgend ein wichtiges Bündnis schließt. Er hatte einen hohen und heiligen Begriff von den Verpflichtungen der Ehe, insbesondere in diesem Punkt. Er war weder egoistisch, noch gebanken- und gewissenlos genug, um zu meinen, daß ein Mann seinem jungen Weibe eine totgeschwiegene Vergangenheit als Morgengabe bringen dürfe. Es stand fest in ihm, er mußte vor seiner Liebe einst demütig das Haupt beugen und sagen: „So bin ich gewesen, so bin ich, so war ich! Kannst und willst du mich hinnehmen, wie ich bin und war?“

Das war schwer — bitter schwer. So manch einen Umweg um das Haus der geliebten Frau hatte dies Gefühl verschuldet; hinter manchem kühl überlegenen Lächeln hatte es sich verstecken müssen; manche förmliche Verbeugung hatte es diktiert, manche eifrig flüchtige Handberührung, manches herzlose Wort!

Und so gingen sie hin, die Jahre, so waren sie ihm hingegangen, im fortwährenden Wirbel seines Berufs, in der Zerstreuung weiter Reisen, im rauschenden Lärm der Abende, in den schlaflosen Nächten daheim. In Kampf und Blut, in rascher Lust und wechselndem Genuß, aber immer einsam im tiefsten Innern, ohne wahrhaftes Glück. Er fühlte das tiefer und tiefer. Die Widerwärtigkeiten in seinem Beruf, Widerwärtigkeiten, von denen nur der Eingeweihte sich einen Begriff zu machen vermag, geborene Zigeurnaturen mit Lust, Patriziernaturen wie die seine im Grunde mit fast unüberwindlichem Grauen erfüllend — drückten ihn heute mehr als in den Tagen der leichteren, weniger scharf blickenden ersten Jugend. Nur der berühmte Künstler vermag sich mehr oder minder ihnen zu entziehen, der in engerem Kreise wirkende nicht; ihm wird es, im Gegenteile, am schwersten gemacht. Erich, in seiner stolzen Ehrlichkeit, verschmähte jeglichen Schleichgang um jenen sogenannten Ruhm, und seinem einfach echten Verdienst begegnete er auf dem geraden Wege nicht. Er sah mit verächtlichem Achselzucken auf die mit Gold gepflasterten Klettersteige minderwertiger Kameraden. Er beneidete sie nicht. Es war nicht der Beifall, den er suchte, sondern Befriedigung im eigenen Schaffen. Aber man muß sehr thöricht oder außerordentlich weise sein, um allein aus eigener Ueberzeugung Befriedigung zu finden; und bei der Ueberzeugung eines verhältnismäßig zu kleinen Publikums verliert sie vielleicht selbst der Weiseste. Eine tiefe Bitterkeit war in seinem Herzen. Er fühlte, daß das Leben ihn nach dieser Richtung hin ein für alle Mal enttäuscht hatte. Und je mehr er sich dessen bewußt wurde, um so mächtiger hob sich die Sehnsucht nach jenem anderen, süßeren Herzensfrieden.

Als jene Todesnachricht so tief an sein Innerstes rührte, hatte ihn der Dämon noch einmal gepackt, zum letztenmal.

Von da an ging eine Veränderung in ihm vor. Wenn auch — sein starrer Eigensinn wankte und gab nach! Wenn sie ihn auch nicht so liebte, wie er sie, mochte es denn drum sein! Nur ihre Freundschaft wieder, Freundschaft wie einst! Sie allein würde ihn verstehen! Mein Gott, sie hatte es immer gethan!

Ein müder Lebenswanderer war er geworden, ihr Herz seine einzig langentbehrte Heimat. Den ganzen Winter dachte er an den kommenden Frühling. Er hatte noch keine Ahnung, wie er es anfangen wollte, sie wieder zu suchen und zu finden. Aber auf irgend eine Weise mußte es geschehen, mußte es gehen — es mußte!

Und während er dachte und sann, lag ihr armer, überreizter und überwachter Kopf todmüde in den Kissen; und während die Zeit seiner Heimkehr näher rückte, kämpften Leben und Tod um ihren Leib und ihre Seele. Für diesmal siegte das Leben. Aber der Arzt schüttelte den Kopf.

Je verzagter er aussah, um so klarer blickten die so groß, so weit gewordenen Augen der noch immer jungen, noch immer schönen Frau. Es war nun alles gut, kein Haß, keine Furcht, keine Sehnsucht mehr in ihr, nur tiefer Friede.

Als sie aufstehen durfte, stand Tag für Tag das Schreibgerät auf ihrem Tisch. Sie schrieb für ihn, lange Seiten, viele Blätter. „Dann wird er alles wissen, dann wird es dort oben einst klar sein zwischen uns,“ dachte sie.

Im April verordnete ihr der Arzt unter allen Umständen Luftveränderung. Die Tante wollte um ihretwillen ein bestimmtes Bad aussuchen.

Sie lächelte still und nickte. Als der Sänger im Mai nach Hause kam, sah er die Vorhänge an den wohlbekanntesten Fenstern festgeschloffen.

„Wo ist Frau Leni?“ fragte er den Vater. „In irgend einer von den Gesundheitsanstalten,“ sagte der alte Herr. „Sie war todkrank.“

„Todkrank!“ Er sprang auf. „Und niemand hat mir etwas davon geschrieben?“

„Geschrieben?“ Der alte Herr sandte ihm einen seiner schärfsten Blicke zu, „wozu?“

„Ist sie wieder gesund?“

„Gesund? Ich denke. Sah böß aus. Die modernen Bäder sollen ja gut thun.“

Erich erfuhr alles; wie es gewesen war, wo sie weilte, wie lange sie zu bleiben gedachte. Er sprach mit dem Arzt. Dessen Kopfschütteln war nur übertriebene Aengstlichkeit, sie mußte ja gesund werden! Wie hätte es anders sein können! Aber den augenblicklich gefaßten Plan, ihr nachzureisen, gab er auf. Sie sollte vorzüglich vor jeder Aufregung bewahrt bleiben. Das Wiedersehen konnte diesmal nicht ohne solche gechehen, er wußte es. Es durfte nicht sein; er mußte ausharren.

Es war eine schwere Geduldsprobe. Erst das Zählen der Wochen, dann der Tage. Die Zeit schlich. Er ging an ihren Fenstern vorüber, den Weg hinter ihrem Hause, ein kleines Stück vor das Hinterthor der Stadt, den kurzen Pfad entlang bis auf die weite, einsame Wiese, ihren Spielplatz aus der Kinderzeit. Alle diese Jahre hatte er den Ort gemieden. Jetzt saß er dort und sann, dachte an vergangene Zeiten und an die kommenden — jeden Tag.

Endlich eines Abends auf dem Rückwege sah er die so lange verhangenen Fenster geöffnet.

Die ganze Nacht überlegte er, was er am andern Tage ihr sagen wollte. Aber als der Morgen kam, schlich er an ihrem Hause vorüber und wagte es nicht, hineinzutreten. Und so war es am nächsten Tag und am zweiten. Am dritten ging er auf die Wiese hinaus, verzagt, mit der Welt zerfallen. Er dachte, es könnte nimmer sein.

Es war im August. Die blumigen Halme wogten hoch und dicht. Drüben schnitt im Sonnenschein die blinkende Sichel durch sie hin. Die Knechte mähten; Mägde sammelten die zweite Ernte und stellten das Heu in vollen „Käpen“ auf den glatten Plan. Die Sonne stand schon westlich. Ein leiser Klang tönte herüber: sie läuteten das Besperglocklein.

Er ging den Weg entlang und kehrte zurück. Wieder und wieder. Er hob den Kopf und faßte einen Entschluß. Er senkte den Kopf zur Erde; er wandte sich um, legte die Hand über die Brauen und sah träumend in den sich leise rötenden Horizont. Da hob sich ein Schatten von dem lichten Hintergrund. Ein Band flatterte im Winde, ein dunkles Gewand glitt leicht über den Boden.

Sein Herz stand still. Er sah sie kommen und wußte nicht, ob alles ein Traum sei oder Wirklichkeit.

Sie ging mit gesenktem Kopf, und als sie auf sah und ihn erblickte, erschraf sie nicht. Ihr Leben war seit lange nur wie ein Traum, in dem man vorbereitet ist auf nichts und auf alles, in dem es nichts giebt als die Gegenwart, keine Vergangenheit und keine Zukunft.

Sie grüßte ihn still und freundlich, als wären alle diese Jahre wie ein kurzer Tag. Er wandte sich um und ging mit dem Hute in der Hand neben ihr her. Er sprach zu ihr — kühl und gleichgiltig, wie er sich gewöhnt hatte jene lange Zeit — er fand kein andres Wort.

Sie hatte gelächelt; aber als sie ihn sprechen hörte, verschwand das Lächeln. Ein tiefes Erröten flog über das — ach so bleich gewordene Gesicht: sie dachte an das, was sie ihm geschrieben hatte — für später, und all ihr Weh wachte auf. Sie sah nicht, daß seine Lippen bebten, daß ein Zittern durch seinen Körper ging.

Ein paar spielende Kinder liefen an ihnen vorüber, weit fort, den fernen Häusern zu. Ein Lied klang herüber, leiser und leiser werdend: die abziehenden Mäher sangen auf dem Heimwege.

Da wandten sie sich um und sahen die rotglühende Sonne tief über der fernen Ebene hängen. Kein Laut in ihrem Kreise, als das Zirpen der Heimchen im Grase, keine Regung, als ein scharfer Vogel, der zum Neste flog. Sie sprachen nicht mehr. Sie schauten schweigend in das zerfließende Himmelsgold.

Und endlich — endlich — ohne sie anzusehen, den glühenden Blick in den leuchtenden Westen gerichtet, ergriff er ihre Hand und hielt sie fest in der seinen mit fast schmerzendem Druck.

„So mache der Himmel daraus, was werden soll und muß“ — die tiefe, bebende Stimme klang geisterhaft in das feierliche Schweigen — „was soll und muß, Leni, ich habe dich und mich belogen bis heute, mein Leben lang — ich liebe dich, solange ich denke, und — allmächtiger Gott, ich liebe dich jetzt!“

Da sah er sie an. Da sah er den verschleierten Blick unsäglicher Zärtlichkeit. Da hielt er die wankende Gestalt in den Armen.

Aber die Lider sanken schwer über die liebevollen Augen. „Leni! — Barmherziger Himmel, sieh mich an!“

Die blaffen Lippen lächelten zu ihm hinauf; die hellen Thränen perlten unter den geschlossenen Wimpern. Da hob er sie auf und trug sie fort über die weite Wiese, weit fort, bis dorthin, wo das dunkle Heu ein weiches Lager gab. Da legte er sie nieder, ihr hinabgeneigtes Haupt sanft in seinen Händen bettend.

Sie litt es willig, daß er sie küßte, heiß und stürmisch in überströmender Leidenschaft, ihre Hände und die im Grase hingestreckten, müden Füße, Augen und Mund. Aber erst, als er ruhiger geworden, sorgsam das weiche Gras wie ein Kissen unter ihrem Kopfe ordnete, schlang sie die Arme um seinen Hals und flüsterte: „Du Süßer — Lieber — Einziger!“

Was er geträumt, erhellt und nie geglaubt — „Leni, Leni — so liebst du mich?“

„Solange ich weiß, was Liebe ist — Gott weiß es, Liebster!“

Sie saßen nebeneinander Hand in Hand. Sie standen auf und gingen durch das zitternde Gras und die schlafenden Blumen — alles wie in seltsamem Traum.

Sie hatten sich so viel zu sagen gehabt, und nun war nichts da, gar nichts. Hinter einer harten, hohen Mauer waren sie, suchend und nimmer findend, entlang gelaufen, jeder an seiner unübersteiglichen Seite. Nun hatte sie sich aufgethan wie ein Zauberfloß, und durch das rosenumrankte Thor waren sie einander entgegengekommen — wie im Märchen. Sie wußten alles, und sie verstanden alles — es bedurfte keines Wortes.

Sie schritten durch den schweigenden Abend den einsamen Pfad entlang. Er trug sie fast. Aber als sie unter die Leute kamen und er den Arm von der bebenden Gestalt nehmen mußte, sah er besorgt in ihr bleiches Antlitz und auf die langsam dahingleitenden Füße.

„Bist du müde, mein Liebling?“

„Liebster — ein wenig.“

Sie standen vor ihrer Thür, und er sah zu den geöffneten Fenstern hinauf, hinter denen der Wind leise mit den weißen Vorhängen spielte.

„Leni!“ sagte er.

Sie sah ihn unsagbar liebevoll, aber so müde, fast hilflos an. Nein, er durfte nicht mehr hinauf; sie mußte Ruhe haben.

„Auf Wiedersehen, mein süßes Lieb!“

„Gute Nacht, Erich — lieber Erich!“

„Gute Nacht!“

Das waren lange, schlaflose Stunden. Er hielt es kaum aus in seinen vier Wänden. Ihm war, als triebe ihn eine Geisterhand zurück zu ihr. Gegen Morgen schlief er ein zu seltsamem Traum.

Aber als die Sonne in sein Fenster schien, schreckte ihn das Entsetzen auf. Es war nur seines Vaters Rechte, die kühl und hart, um ihn zu wecken, auf ihm lag. Aber ihm erschien sie wie jene nächtliche Geisterhand.

„Die kleine Witwe hat nach dir geschickt, du sollst hinkommen,“ sagte der Vater.

Da wußte er, was das Entsetzen bedeutete. Da fragte er nichts mehr. Mit kaltem Schweiß auf der Stirn trat er in das Haus, vor dem er ihr gestern „gute Nacht“ gesagt hatte.

Die stille Dienerin verschloß ihm keine Thür. Er schritt durch alle Räume bis zum Schlafgemach. Da saß der Arzt am Bett und erhob warnend den Finger, als er eintrat. Er sah nichts, als eine bleiche Hand, die sich ihm entgegenstreckte und die dann wie zum Segen auf seinem Haupte ruhte, als er schluchzend in die Knie sank. Er hörte nichts als einen einzigen, leisen Ton der Liebe, dann warf er sich wie wahn-sinnig über die aufgelöste Gestalt und küßte die kalten Lippen.

Er löste ihr Vermächtnis, jene geschriebenen Blätter, aus der versiegelten Hülle. Als er fand, wie er sich in dem Freund geirrt hatte, stöhnte er laut auf. Als er las, wie sie geträumt hatte von einer Vereinigung ihrer Künstlerkraft, von überirdischem Glück, da dachte er, er trüg's nicht länger. Als er sah, wie sie an ihn geglaubt hatte, an sein Höchstes, Edelstes, so tren und fest ohne den Hauch eines Zweifels, da weinte er bitterlich.

Wenn der einsame Mann vor Schmerz, vor Reue, vor Sehnsucht hätte sterben können, er hätte es gern gethan. Aber das geschieht so selten. Ihm wurde es nicht zu teil. Und er war — aus den besten Gründen — keine Natur, die hier selbst ein Ende macht.

Er wartete — zuerst in dumpfer Verzweiflung, dann in bitterem Schmerz, zuletzt in kummervoller Geduld — bis sie ihn zu ihr legen würden. Denn dicht an ihrer Seite unter dem Rafen war eine Stelle für ihn frei gelassen.

Campitello und das Fassathal in Südtirol.

Hierzu fünf Originalzeichnungen von Otto Tröger auf S. 385.

Nachdruck verboten.

Ins der schönsten Dolomithäler in Südtirol ist unstreitig das Fassathal, besonders sein oberer Teil, der mit dem Monzonithal und der wilden Bajelettschlucht wohl den ergiebigsten Fundort für Mineralien bildet und von den Naturforschern, wie die Fremdenbücher zeigen, deshalb mit besonderer Vorliebe aufgesucht wird. Das Fassathal ist eingeschlossen von den gewaltigsten Dolomithbergen: im Norden vom Sellastock, im Nordosten von der Langkofelgruppe und westlich von dem in mächtigen Faden aufragenden Rosengarten (Bajolone); steil erhebt sich gegen Osten der gewaltigste Dolomit: der Marmolada. Dort, wo das Duronthal in das vom Arno durchströmte Val di Fassa einmündet, liegt, 1453 Meter hoch, der Ort Campitello in äußerst malerischer Lage. In neuerer Zeit ist dieser Ort zu einer vielbesuchten Touristenstation für Ausflüge in das Fleimser- und Fassathal geworden.

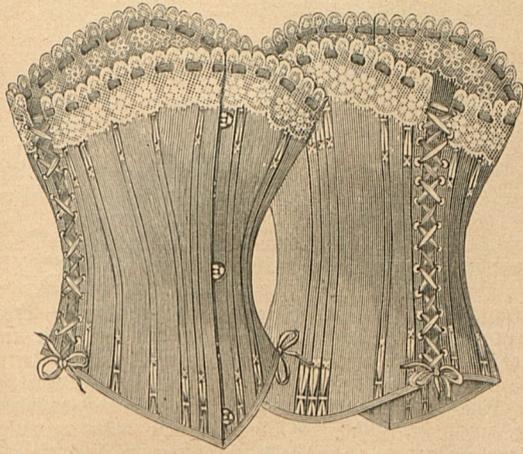
Am bequemsten erreicht man Campitello von dem Grödner Thal aus, eine Partie, die auch Damen leicht ansfahren können. Man fährt bis Station Waidbruck an der Brennerbahn, zwischen Bogen und Brigen, und erreicht mit der Post über St. Ulrich, dem Hauptort des Grödner Thales, St. Maria oder Wolfenstein. Hier beginnt ein gut passierbarer, zum Sellastock ansteigender Sammlweg. In etwa zwei Stunden erreicht man das 2218 Meter hohe Sellastock, das zwischen den Bergen Sella und Langkofel liegt. Unmittelbar vor dem Wanderer erheben sich die senkrechten Wände des Langkofel, der Fingergipfel und der Grohmannspitze. In der Tiefe des Thales erblickt man den eisbepanzerten Marmolada.

Gewöhnlich besteigt man vom Sellastock aus den Col Rondella. Der Blick von hier in das Fassathal mit dem prächtig gelegenen Campitello ist wohl eines der herrlichsten Schau-spiele der deutschen Alpen. Vom Sellastock gelangt man in bequem zwei Stunden über Canazei oder direkt vom Col Rondella nach Campitello.

Ebenso leicht und genußreich kann man sich den Rückweg zur Brennerbahn gestalten, wenn man, wie es in neuerer Zeit viel ausgeführt wird, durch das Duronthal zum Mählnechtjoch, von da zur Mählnechtthütte und über die Seiser Alp oder über den Schlern nach Razes oder Seis geht und von hier die Bahnstation Abzwang an der Eisak erreicht.

Ein neues Korsett.

An der Lösung der noch immer die Frauenwelt beschäftigenden Frage: „wie muß das Korsett beschaffen sein, um allen Anforderungen der Hygiene zu genügen“, hat sich die Erfinderin der Korsettform, die wir in nachstehender Abbildung vorführen, erfolgreich beteiligt. Dieses unter Nr. 32 615 geleglich geschützte Korsett, aus porösem, einem feinen Panamagewebe nicht un-



ähnlichem Stoff hergestellt, soll abwechselnd von beiden Seiten getragen werden. Dadurch fällt der fortgesetzte einseitige Druck auf Fischbeinstangen und Mechanik, die in sinnreicher Weise zum Schluß für beide Seiten eingerichtet ist, fort, sodaß die Stäbe sich weniger biegen und nicht so leicht brechen. Durch den seitlichen Schluß des Korsetts unter dem Arm vermittelt elastischer Senkel wird einerseits vermieden, daß sich der Korsettschluß auf dem Rücken durch den Kleiderstoff hindurch scharf markiert, und wird andererseits bewirkt, daß das geschlossene Korsett den Bewegungen des Körpers selbst bei jedem tiefen Atemzuge folgt. Die beim Schneiden der Korsetts im Rücken häufig auftretende Erkältung des Rückgrates wird hierdurch gleichfalls vermieden, während der durchlässige Stoff bei Erhitzung des Körpers von guter Wirkung ist.

Bezugquelle: Bertha Wuppermann, Charlottenburg, Bismarckstraße 107, und Gustav Steidel, Berlin, Leipzigerstr. 67.

Ueber Rosenzucht.

Nachdruck verboten.

Achtzig neue Rosenarten sind im Laufe des Frühjahrs dem Handel übergeben worden. Das wäre des Neuen im Rosengarten genug, wenn alle halten wollten, was die Züchter von ihnen versprechen. Aber — aber! Die größte Zahl von ihnen verschwindet schon im nächsten oder übernächsten Jahre. Ist das Glück günstig gewesen, bleiben einige als brauchbar zurück, und war es sehr günstig, dann entpuppt sich unter ihnen wohl auch eine Rose als Rose ersten Ranges. So erschien im vorigen Jahre die Rankrose Crimson Rambler, welche noch jetzt die ganze Rosenwelt in Bewegung hält, weil sie als Rankrose die allerbeste ist, die wir besitzen, sowohl in der Farbe der Blüten, denn ein so leuchtendes Rot gab es bislang unter den Rosen nicht, als auch in der Form der Blüten, die in langen, dicken Büscheln erscheinen und dadurch großartig wirken, und schließlich in der Haltbarkeit. Crimson Rambler erhält seine Blüten Wochen hindurch, trotz größter Hitze. Doch nicht allein als Rankrose ist Crimson Rambler empfehlenswert. Als Topfroste verdient sie ebensoviel Lob; und eine Rose für Bouquets etc., also eine Schnittrose ist sie wie kaum eine zweite. — Als Topfroste war Crimson Rambler in letzter Zeit ausgestellt auf der Rosenausstellung in Bremen und in Darmstadt. Ueberall erntete sie gleiches Lob.

In Darmstadt befanden sich auch viele der diesjährigen Neuheiten, und es präzentiert sich von ihnen Mme. Mulsou mit vorzuehrer Farbe, Corinna mit seinen durchsichtigen Blüten, Souvenir de Mme. Eugène Verdier rahmweiß, Germaine mit hübschen nachgelben Knospen, und Souvenir de Präsident Carnot, welche in der Farbe und auch beim Aufblühen in der Form der La France sehr ähnelt, aber etwas leuchtender ist, ganz gut. Ebenfalls Beachtung verdient Mosella, eine Züchtung von Lambert in Trier, von weißer Farbe, innen gelblich, am Grunde rötlich angehaucht, die sich als Gruppenrose gut ausnehmen wird. Ferner eine rote Niel mit dem Laube der allbekanntesten gelben Maréchal Niel, von Dr. Müller-Weingarten, die auf der Ausstellung erst benannt wurde und den Namen Großherzog Ernst Ludwig erhielt. — Eine andere Neuheit mit prächtiger leuchtender Farbe wurde Mario Zahn gekauft. Außerdem hatte derselbe Züchter noch eine Reihe vielversprechender Neuheiten, die erst später in den Handel gelangen.

Doppelt interessant und doppelt wertvoll sind diese dadurch, daß bei ihnen zum größten Teil auf Winterhärte hingearbeitet ist. Winterharte Rosen bilden ja das Ideal eines jeden Rosenfreundes. Und zwar wird solche Winterhärte den Rosen allmählich beigebracht durch Kreuzungen mit recht harten Rosen; beliebt ist beispielsweise Rosa rugosa germanica.

Wie das Kreuzen geschieht? Es ist keine so komplizierte Arbeit, aber es gehört Ruhe dazu, Ausdauer und ein scharfer Blick für die Eigenschaften, die sich an den Rosen zeigen. Eine Vorbedingung des Kreuzens ist rechtzeitige Entfernung der Staubbeutel, und zwar schon ehe die Knospe sich entfaltet hat. Es müssen deshalb, sobald sich die Blütenblätter von der Knospe ablösen lassen, ohne Beschädigung des Fruchtbodens, diese einzeln abgerissen werden, und dann hat sofort vermittelst Pinzette die Entfernung der Staubbeutel zu geschehen. Nach einem Tage — oft schon nach einem halben — sind die Griffel reif, d. h. die Narbe fähig sich klebrig an, und nun ist vermittelst Pinzels eine Bestäubung des Griffels durch den Blütenstaub einer andern Rose zu bewerkstelligen. Auch das geht sehr leicht, wenn die Rosenblüte, welche zur Kreuzung benutzt werden soll, gerade stäubt.

Allerdings oft trifft dies nicht zu, und um vom Zufall unabhängig zu sein, da nimmt der Züchter schon vorher aus der zur Kreuzung dienenden Rosenblüte die Staubbeutel und hebt sie entweder in Papier, das er mit sich herumträgt, auf, oder er thut sie in Gläschen, die mit doppelttem Seidenpapier überdeckt werden. — In beiden Fällen reifen die Staubbeutel und stäuben nach einiger Zeit. Der Staub wird dann mit dem Pinzel auf den Griffel der andern Blüte gebracht. Das ist der ganze Kreuzung, die der Liebhaber auch durchführen kann, an der er richtige Freude aber erst finden wird, wenn er sich etwas eingearbeitet hat und nach bestimmten Grundregeln die Kreuzung durchführt. Die neuen Rosen entstehen später aus den Samen, welche aus den Hagebutten gewonnen werden, die durch die Kreuzung entstanden sind. Sie geben bei richtiger Behandlung — Ausaat gleich nach der Ernte, in Töpfe, die oben mit Sand gefüllt und mit einer Glasscheibe bedeckt sind, die ferner in einer offenen Grube in Sand eingesenkt überwintert werden und nur bei Kälte Schutz erhalten — schon im nächsten Jahre Pflanzen, die Blüten bringen können.

Neben der roten Maréchal Niel macht auch noch eine weiße Maréchal Niel von Degen in Köfritz die Neuzeigerin regt. Diese weiße Maréchal Niel ist nicht völlig weiß, sondern gelblich angehaucht, rahmweiß;

aber es ist bereits viel von ihr gesprochen worden, weil mehrere deutsche Handelsgärtner zugleich mit ihr hervortraten und erst entschieden werden mußte, wer der eigentliche Besizer und Finder der Neuheit sei. Zinder deshalb, weil diese weiße Maréchal Niel keine Rose ist, welche durch Kreuzung entstand — sie ist ein Sport, d. h. eine Veränderung der ursprünglichen gelben Maréchal Niel, die sich ebenam an einem Zweig derselben gefunden hat und dann durch Veredelung fixiert worden ist. Viele unserer Rosen sind Sports, sie finden sich auch häufiger, aber nicht immer ist es etwas Gutes.

Aus Amerika kam in diesem Sommer eine Rose zu uns, Belle Sibrecht, die dort drüben außerordentlich gelobt wird, und die auch hier, soweit sie geblüht hat, Anerkennung findet. Ihre wertvollste Eigenschaft besteht in der lebhaft roten Farbe und in der Willigkeit, sich treiben zu lassen.

Und zum Schluß dieser Rosenepistel sei noch einer buntblättrigen Rose gedacht, die ja an und für sich nicht viel Wert besitzt, weil sie nicht durch ihre Blüten, sondern durch ihre Blätter glänzt, welche grün, rot, weiß auf dem Plan erscheinen. Aber es ist etwas Merkwürdiges, und wenn eine solche bunte Rose auch nicht eigentlich in das Rosensortiment, sondern in das Sortiment bunter Gehölze hineingehört, so wird sie doch vielleicht Liebhaber finden. Die grünblühende Rose, welche viel weniger ziert, hat sie ja auch gefunden.

R. Zeiten.

Feine Küche im August.

Nachdruck verboten.

Gurkenzuppe. (Englisches Rezept.) Drei große Gurken werden geschält, der Länge nach durchgeschnitten und das weiche Innere gründlich entfernt. Dann sticht man mit einem kleinen, runden Ausstecher Scheiben aus den Gurken, die man einige Minuten in Salzwasser beinahe weich kocht und dann abtropfen läßt. Vorher hat man aus Kalb-, Rindfleisch und rohem, magerem Schinken eine kräftige Fleischbrühe gekocht, entfettet und durchgeseiht. Die Gurkenstückchen, die beim Ausstechen übrig bleiben, werden in Butter mit einigen Zwiebel- und Schinkenscheiben weich gedämpft, etwa vier Löffel Wehl dazu gerührt und nun die Fleischbrühe nebst etwas Petersilie, Kerbel und Estragon darüber gefüllt. Man kocht die Suppe eine Stunde langsam, währenddessen Schaum und Fett sorgfältig entfernt wird, streicht sie, nachdem die Kräuter entfernt sind, durch ein Sieb, thut nun die ausgekochenen Gurkenscheiben hinein, läßt sie mit der Suppe durchkochen, bis sie vollends weich sind, und rührt nun die Suppe mit sechs mit Sahne glatt gekrühten Eibottern ab. Zuletzt wird die Suppe mit etwas weißem Pfeffer und wenig Muskatnuß gewürzt und mit gerösteten Brotwürfeln serviert.

Forellenschnitten in Kästen. (Sehr feines Eingangsgericht.) Man braucht reichlich 1 kg schöne Forellen, nimmt sie aus und löst sie der Länge nach aus Haut und Gräten. Man schneidet die Fischhälften in etwa 3 bis 4 cm lange Stücke, salzt sie und dampft sie dann in Butter mit zwei Löffeln feinen Kräutern, denen man gern einige gewiegte Champignons und Trüffeln zusetzt, weich. Aus Hechtfleisch bereitet man indes eine feine Farce, die weicher als sonst gehalten werden muß, verzehrt sie mit etwas lauwarmer Krebsbutter und den Kräutern der Fischschnitten und bestreicht nun mit der Farce kleine, käufliche Papierkästchen, die man zuvor mit feinem Del angetrichen und im Ofen wieder trocken lassen hat. Die mit der Farce ausgelegten Kästchen füllt man mit den Forellenschnitten, bestreicht sie auch oben mit Farce, bestreut die Oberfläche mit geriebenem Parmesankäse, beträufelt sie mit wenig Krebsbutter und stellt die Kästchen auf einem Blech fünfzehn bis zwanzig Minuten in den mittelheißen Ofen. Wenn sie fertig sind, muß man sie sofort anrichten.

Kinderrunge en matelot. Eine schöne, frische, vom Schlund befreite Kinderrunge wäscht man gut, seht sie mit warmem Wasser aufs Feuer, läßt sie eine Viertelstunde kochen, kühlt sie dann ab und legt sie in ein passendes Gefäß, in dem man sie mit Speckscheiben bedeckt. Man thut Wurzelwerk, eine Schalotte, Nelken, Pfefferkörner, Thymian und Basilikum nebst wenig Salz dazu, gießt eine Flasche weißen Wein und so viel fette Bouillon dazu, daß die Runge überspült davon ist, und kocht sie langsam in etwa drei Stunden weich. Dann thut man sie in kaltes Wasser, zieht die Haut ab und läßt sie abtropfen. Die gut entfettete Brühe gießt man durch, schmeißt nun in Butter Wehl braun, verkocht die Einbreime mit der Jungenbrühe, giebt einen halben Teelöffel Fleischextrakt daran und kocht eine sämige Sauce davon. Zu gleicher Zeit dünstet man dreißig Champignons in Butter mit Zitronensaft weich, auch brät man dreißig kleine, geschälte Zwiebeln in Butter bräunlich. Beide Teile, ohne ihre Brühe oder Butter, giebt man in die Hälfte der braunen Sauce, fügt ebenfalls kleine Fleischklößchen, sowie weichgedämpfte, in runde Stücke geschnittene Artischockenböden und ein halbes Glas Madeira hinzu und erhitst alles gut. Die Zunge, die man in Scheiben geschnitten und in einem Rest der Jungenbrühe wieder erhitst hat, legt man in die Mitte der Schüssel, umgiebt sie mit dem Ragout, garniert sie mit kleinen Blätterteigdreiecken und giebt die andre Hälfte der Sauce, die man zuletzt ebenfalls noch mit einem Glas Madeira verjette, etwa in einer Sauceire nebenher.

Hummer à la américain. Mehrere schöne Hummern bürstet man mit einer Bürste gut ab, bringt Wasser mit Salz und einer Prise Cayennepfeffer ins Sieden, steckt die Hummern mit dem Kopfe zuerst, damit sie sofort getödet werden, ins Wasser, hält ein glühendes Eisen hinein, deckt das Gefäß zu, läßt die Hummern aufkochen und dann in dreißig bis fünfunddreißig Minuten leise garziehen. Man nimmt sie aus der Brühe, trocknet sie ab und löst nun alles Fleisch aus den Schalen. Diese zerstampft man, indes man eine braune, kräftige Coulis bereitet, thut sie in die Hühner, giebt ¼ l Tomatenbrei und ½ l Weißwein oder besser noch Sherry an und kocht alles eine halbe Stunde. Zwanzig Champignons dünstet man mit Butter und Zitronensaft, vier in Scheiben geschnittene Trüffeln in Rotwein gar, beides giebt man nebst mehreren Eßlöffeln gewiegter Kräuter und zwei geriebenen Schalotten an die durchgeriebene Sauce, erhitst rasch das Hummerfleisch in ihr, das aber nicht kochen darf, weil es sonst zäh und hart wird, giebt zuletzt einige Löffel Cognac an die Sauce und richtet dies ausgezeichnete Eingangsgericht in einem silbernen Rand rasch an. Es darf nicht stehen.

Russischer Gefüllter Salat. (Rezept aus Petersburg.) Mehrere fleißige, junge Hühner brät man saftig, zieht nach ihrem Erkalten die Haut ab und zerlegt sie in zerliche Stücke. Man legt sie in ein Porzellangefäß, giebt feingeschnittene Schnittlauch, gewiegte Petersilie und Estragon, lauber gewässerte, von den Gräten gelöste und in Streifen geschnittene Sardellen, ausgewässerte und dann in Würfel geschnittene und in Wasser weich gekochte Zitronenscheiben, etwas Essig, wenig Cayenne, etwas Salz und einige Löffel feinstes Olivenöl dazu, vermischt alles durch gutes Schwingen miteinander und läßt es einige Stunden durchziehen. Mehrere harte Eigelb wiegt man gröblich, auch hacht man Pötelzunge fein, wie man auf bekannte Weise ein gutes, helles Aspik schon vorher bereitet und erstarren lassen hat, das man jetzt in Würfelform aussticht. Die durchgezogenen Sachen werden hoch gehäuft auf einer Krystallschüssel angehäuft, mit Eigelb und Zunge befreut und mit den Gallertwürfeln garniert. — Troß der fremden, eigenartigen Zusammenstellung außerordentlich wohl-schmeckend und eines Versuches wert.

Gefüllte Enten auf Regensburger Art. Die Enten werden dazu wie gewöhnlich vorgefertigt. Junge Kartoffeln schält man, schneidet sie nach sorgfältigem Waschen würfelig und giebt sie nebst einigen fein geschnittenen Schalotten, etwas gehackter Petersilie, Pfeffer und Salz in heiße Butter, in der man sie unter öfterem Umschwenken weich dünstet, ohne daß die Stückchen zerfallen können. Zu gleicher Zeit brät man kleine Bratwürstchen gar, von denen man die Haut abzieht und die man in Scheiben schneidet. Bratwürstchen und Kartoffeln mischt man miteinander, füllt mit ihnen die Enten, legt sie in eine passende Pfanne, übergießt sie mit Butter, thut eine Zwiebel und eine gelbe Rübe dazu und brät die Enten unter fleißigem Begießen gar. Eine kräftige Sauce, die man aus dem entfetteten Bratenfett, Bouillon und etwas Rotwein bereitet, wird nebenher gereicht.

E. H.

Allerlei fürs Haus.

Modts Froschhaus ist der nebenbei abgebildete, selbstthätige Fliegenfänger benannt, welchen die Deutsche Lehrmittel-Anstalt in Frankfurt a. M. hergestellt, geistlich geschützt und zum Preise von 3 bis 6 Mark je nach Ausstattung in den Handel gebracht hat. Die früheren „Froschhäuser“ mit rundem Glasbehälter waren insofern unpraktisch, als die aufgefangenen Sonnenstrahlen den Laubfrosch leicht tödten. Diese Gefahr entfällt bei diesen mit Planscheiben versehenen Häuschen, das aus Zink gemacht ist und gefällig aussieht. Ein weiterer Vorzug ist ein angebrachter Futterplatz für Fliegen, der auf dem Tisch aufliegt und durch den die Fliegen, der Witterung nachgehend, leicht angezogen werden, dann nach dem Licht strebend aufsteigen und dem Laubfrosch zum Futter dienen. Der Futterplatz der Fliegen ist leicht herauszunehmen. Der Boden des Häuschens kann mit etwas Gras oder Moos ausgelegt werden.



Fliegen- und Mückenjagd-Mittel. Jedermann kennt die Anwendung von Salmiakgeist gegen Mückenstiche, durch welchen die eben in die Wunde gelangten Giftstoffe saurer Natur unschädlich gemacht werden. Ein kleiner Zusatz von Karbolsäure vereinigt damit eine antiseptische und heilende Wirkung. Größer aber als der Dunst, vorhandene Insektenstiche unschädlich zu machen, ist derjenige, das Stechen der lästigen Fliegen und Mücken oder besser ihre Annäherung überhaupt zu verhüten. Man bewirkt dies in der Regel durch Einreiben der unbedeckten Körperstellen, welche den Insekten ausgelegt sind, mit starkriechenden Substanzen, besonders ätherischen Oelen. Ein solches, das nicht ganz so unangenehm riecht wie das zumeist gebrauchte Nelkenöl und zugleich die reizende und Hitze erzeugende Wirkung dieses letzten Mittels vermeidet, ist das Eucalyptusöl. Dieses, bezw. das daraus hergestellte Eucalyptol, ist der Hauptbestandteil aller neuen, wirksamen Insektenschutzmittel. Man vermischt es zum Gebrauch für Menschen am besten mit Eau de Cologne und zum Gebrauch für Tiere mit Küßöl.

Fleischgeruch zu beseitigen, d. h. denjenigen Geruch, der sich im Sommer leicht einstellt und den man einen Stich nennt, gelingt leicht durch Waschen mit einer sehr dünnen (aber noch rötlich gefärbten) Lösung von übermangan-saurem Kali, welches in Apotheken und Droguenhandlungen erhältlich ist. Auch gelingt es, wenn man die Anwendung von Chemikalien umgehen will, indem man einige Stückchen frisch ausgeglühter Holzkohle mitkochen läßt. In gleicher Weise beseitigt man leicht den Fischgeruch. H.

Rätsel.

Ich schliefe in Baumes Schatten,
Auf duftig grünen Matten,
Da weckt mein Liebchen mich.
Doch nur des Baumes Nam'
Von ihren Lippen kam;
Wie hieß er, Leser, sprich!

Anagramm.

Allen bin ich bekannt als geometrischer Körper.
Kirchensüßst werd' ich sogleich, wechselt ein Zeichen den Platz.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe Seite 363.
20 Thaler, 2 Zwanzigmarkstücke und 8 Fünfzigmarkstücke.

Auflösung der französischen Rätselfrage Seite 363.
Toulon (tout long).

Elegante Sommertoiletten.

(Hierzu Titelbild S. 381.)

„La saison morte“ nennt man die jegige Zeit, weil sich in ihr ein gewisser Stillstand im geistlichen Verkehr bemerkbar macht; die Mode indessen weiß nichts von Stillstand, sie schafft unablässig im Dienste der Frauenwelt. Während diese selbst noch die sonnigen Tage des Hochsommers im duftenden, tiefgrünen Walde oder am leuchtenden Seegegestade genießt, flattern schon einige ihrer kapriziösen Ideen hinaus in die Welt, die sich dem stimmungsvollen Sommerbilde zwar noch anpassen, doch gleichsam schon als Vorläufer der Herbst- und Wintermoden gelten können. Noch stehen ja die reizvollen Sommertoiletten hoch im Kurse, denn wer beachtet die silberweißen Fäden, die, den ersten weißen Haaren gleich, das Schwimmen der Schönheit in der Natur bezeichnen. Unsere hübschen Vorlagen werden um so sicherer Anerkennung finden, als sie ja schon den Weg weisen, den der Flug der Mode zu nehmen gedenkt, und ebenso gut in die ersten geistigen Vereinigungen des Winters hineinpassen, wie in die noch goldenen Tage des Spätsommers.

Fig. 1 besteht aus feinem, weißem Wollenmuffeln und ist mit feinen Säumchen, Einfaß, schmaler Spitze und orangefarbenem Seidenband geschmückt. Den Rock umgibt eine Gruppe schmaler Säumchen, die zweimal durch Valencienneseinfaß auf orangefarbenem Seidenbande unterbrochen werden; der Rand selbst ist über Band mit gekräuselten Valenciennes umgeben. Die Bortborteile ist übereinstimmend mit horizontalen Säumchen und Valenciennes geschmückt, die sich in gleicher Richtung über die großen, halblangen Aermelpuffen fortsetzen. Im übrigen schließt sie sich oben an einen Sattel, der aus vertikalen Säumchen und Valenciennes gebildet ist, die ebenso wie der breite, den ganzen Sattel umgebende Guipureeinfaß mit Band unterlegt sind. Stiefel und Gürtel aus orangefarbenem Band schließen hinten mit flotter Schleife, sowie an letzterem mit langen Enden ab. — Der Hut aus dunkelgelbem Strohgeflecht ist mit weißem Crope de Chine, weißen Straußfedern und großen, goldenen Schnallen geziert.

Für junge Frauen dürfte die Toilette Fig. 2 ganz besonders reizvoll sein. Das Kleid besteht aus weißem Chiné-Taffet mit eingestreuten Moosrosen und hat einen ziemlich faltenreichen Hüftenrock, sowie eine runde, glatte, vorn herzförmig ausgeschnittene Taille, die von einem sehr faltigen Fichu aus rosenroter Seidengaze verhüllt wird. Das Fichu ist von einem 10 Cent. breiten Plüsch begrenzt und vorn zusammengefaßt, während das Plüsch in Bindungen bis zum untern Rand der Taille hinabrieselt. Von hier aus fügt sich der runden Taille schloßartig ein Plüsch an, das hinten zu beiden Seiten der drei Falten des Rockes in kurzen, welligen Enden herunterfällt; den Zwischenraum deckt eine stoffe Schleife aus rosa Seidenband. Die Aermelpuffen aus rosa Seidengaze sind auf der obren Mitte in Falten geordnet und mit einer breiten Spange aus Seidenstoff garniert. — Der runde Hut aus silberweißem Bast ist mit weißen Gazeplüsch, Moosrosen und weißem Chinébande reich geschmückt.

Bezugquelle: Paris, Mme. Vincennot, 29 avenue de l'Observatoire.



Aus dem Berufsleben der Frau.

Nachdruck verboten.

Die Musterzeichnerin.

In der Einsamkeit des Landlebens und in der verhältnismäßigen Eintönigkeit der kleinen Stadt erscheint der Beruf der Künstlerin mit einem idealen Zauber bekleidet, der jungen Talenten um so eher gefährlich wird, je weniger sich Gelegenheit bietet, das eigene Können mit den Leistungen anderer zu vergleichen und an vollendeten Meisterwerken einen Maßstab der Vollkommenheit zu finden. Dieser verhängnisvolle Irrtum wird nur allzu oft der Ausgangspunkt jener verfehlten Existenzen, die später als das verlaunte Genie ganzen Familien lästig werden. Ein Hinweis auf ihr Geschick ist häufig das Mittel, mit welchem dann sehr verständige, überängstliche Eltern den Wunsch einer Tochter ersticken, ihr ausgeprochenes Zeichentalent zur Erwerbszwecke auszubilden. Zweierlei wird in solchen Fällen übersehen: die Thatsache, daß ohne Fleiß und außerordentliche Willenskraft auch das beste männliche Talent zu Grunde geht, und der Umstand, daß Zeichnen und Malen wohl verwandte, aber doch verschiedene Dinge sind! Trümmerte die Naturen, die das Nachdenken verabscheuen, werden weder als Malerinnen noch als Zeichnerinnen Tüchtiges leisten. Neben jener Handfertigkeit und Sicherheit des Blickes, die meistens für Zeichentalent gehalten werden, braucht die Zeichnerin eine reiche, aber gesunde Phantasie und ein gehöriges Teil verstandesmäßiger, sogenannter wissenschaftlicher Veranlagung. Im figurlichen Zeichnen muß die anatomische, im Musterzeichnen die mathematische Seite der Aufgaben streng verstandesgemäß erfaßt werden.

Das Musterzeichnen kann als Kunst im höchsten Sinne des Wortes betrieben werden. Wie jede hohe Kunst erfordert es die allerernsteste Arbeit. In kunstgewerblichen Kreisen versteht man unter Musterzeichnen die Anfertigung von Entwürfen für Webereien, Stickereien, Teppiche und Tapeten; das Entwerfen für Keramik, Buchdruck, Stein- und Farbendruck u. dergl. wird meistens als eine gesonderte Gruppe des kunstgewerblichen Zeichnens betrachtet. Die ideale, künstlerische Seite des Berufes ist darin zu erblicken, daß jeder zeichnerische Entwurf zum Ausdruck bestimmter Lebensanschauungen, hoher Auffassung von Menschenwürde und schöpferischer Umgestaltung von Naturformen gemacht werden kann. Das Nüchterne in dieser Beschäftigung liegt in einer Fülle von technischen Nützlichkeiten, die ein eingehendes Verständnis für den handwerksmäßigen Teil der Arbeit, für die Bewegung der Fäden, den Bau der Maschinen und tausenderlei Dinge erfordern, welche die „Künstlerin“ für unwesentliche Kleinigkeiten zu halten geneigt ist.

Die Musterzeichnerin darf nie vergessen, daß sie mit geschulten Handwerkern in Wettbewerb tritt und daß sie das Bollgewicht ihrer höheren Schulbildung, nebst eindringender Intelligenz zur Geltung bringen muß, um diesen Unterschied auszugleichen. Die Urteile der Lehrer an der königlichen Kunstgewerbeschule in Berlin über die Leistungen der Musterzeichnerinnen lauteten im allgemeinen wenig günstig. Die Thatsache aber, daß eine Anzahl von Damen in diesem Fache ihr Auskommen findet, beweist, daß nicht die weibliche Natur, sondern Mangel an Ernst auf Seiten der Schülerinnen an dem verhältnismäßig geringen Erfolg schuld trägt! Es ist eine billige Forderung, daß eine Stätte so ernsten Strebens, wie die Schule des Kunstgewerbemuseums nicht zum Tummelplatz des vergnüglichen Dilettantismus gemacht werden sollte. Für Damen, die das Zeichnen als Liebhaberei betreiben wollen, ist durch Privatunterricht auskömmlich gesorgt. Zur Aufnahme in die Schule des Berliner Kunstgewerbemuseums ist ein Abgangszeugnis von der königlichen Kunstschule in der Klosterstraße oder das Bestehen einer Aufnahmeprüfung erforderlich. Das Schulgeld beträgt 108 Mark jährlich; die Ausbildung nimmt drei bis vier Jahre in Anspruch. Der Unterricht wird teilweise in der Berliner städtischen Webeschule erteilt, wo ebenfalls Ausbildung im gewerblichen Musterzeichnen erfolgen kann. Außerdem sind zu erwähnen die königliche Kunst- und Handwerkerschule in Danzig, die Zeichenschule des Frauen-Erwerbsvereins in Dresden, Ferdinandstraße 13, die Gewerbeschule in Hamburg, St. Georg, Brennerstraße 31, die königliche Kunstgewerbeschule in München, die Gewerbeschule in Stettin, Frauenstraße 34, die Schule des Frauen-Erwerbsvereins in Wien, Wahlgasse 4, u. a.

Es giebt eine Reihe von Fabriken, welche Musterzeichnerinnen fest anstellen, z. B. geschieht dies in rheinischen Majolikafabriken, in schlesischen Teppichwebereien u. dergl. m. Das Anfangsgehalt beträgt etwa 100 Mark monatlich. Viele Fabriken kaufen die Muster einzeln an; die Preise des Einzelmusters sind sehr ungleich. Für ein Tapetenmuster werden 60 bis 100 Mark bezahlt. Die Nachfrage ist natürlich von der jeweiligen Lage

der Industrie abhängig. Es giebt Verbände von Musterzeichnern, die ihren Mitgliedern Arbeit nachweisen. Wer in keine feste Stelle eintritt, welche die Gefahr des „Versauern“ und Stehenbleibens in sich birgt, muß sich allmählich ein Absatzgebiet für seine Arbeiten erobern. Hierzu hilft das Studium des Anzeigenteiles der Fachpresse und die Benutzung von Adressenverzeichnissen der einschlägigen Fabriken. Von vornherein aussichtslos ist die Arbeit ohne Kenntnis der Technik, für welche man Muster entwirft. Von Leipziger Buchhändlern werden verhältnismäßig viele Damen beschäftigt; ebenso in Porzellanmanufakturen, wo man nur über die allzu große Empfindlichkeit der Damen klagt. Auch giebt man dem von ihnen gezeichneten Blumenentwurf den Vorzug vor ihren Ornamenten, die oft schwächlich angelegt sein sollen.

Dieses Vorurteil ist neuerdings freilich durch einzelne, sehr tüchtig gezeichnete Ausstellungsarbeiten widerlegt worden.

Allgemein und mit nur zu gutem Rechte fürchtet man auf diesem Gebiete die leidige Gewohnheit des Preisdrückens der Frauen. Wer nicht Gewissenhaftigkeit und Solidaritätsgefühl genug besitzt, um die Interessen seiner Berufsgenossen zu verteidigen, sollte wenigstens das eigene Können hoch genug achten, um es nicht unter seinem Marktwerte herzugeben. Unsere Zeit giebt den Frauen das Recht, einen umfassenden, thätigkeitsreichen Anteil an den Fortschritten der Kultur zu nehmen. Sie legt ihnen mit diesem Rechte in erhöhtem Grade die Pflicht auf, die Arbeit und in ihr die Arbeiterin zu achten. Jede Frau, auch die wohlhabende, darf arbeiten, um ihre Anlagen zu vervollkommen; sie darf auch den Marktwert ihrer Arbeit in Geld eintauschen; niemals aber ist irgend eine Frau berechtigt, ihre Zeit zu einem geringeren Werte zu veranschlagen, als die Menschen es thun müssen, die für ihr tägliches Brot arbeiten!

Erwerbssuchende Damen dürfen, wenn sie den Beruf einer Musterzeichnerin ergreifen, nicht erwarten, daß sie von dem Augenblick an, wo sie die Schule verlassen, ihren vollen Unterhalt mit ihrer Arbeit gewinnen können. Sie befinden sich in der Lage von Handwerkern oder Kaufleuten, die ein neues Geschäft begründen, und selbst wenn sie sich ein Absatzgebiet erobert haben, alle Schwankungen des Geschäftsganges mit erleben. Den ausdauernden Naturen, die sich eng an das Wesen des geschäftlichen Betriebes anschließen, ist ein bleibender Erfolg in der Musterzeichnerei gesichert. L. Hagen.

Meeresstille.

Nachdruck verboten.

Auf dem wellenmüden Meere
Ruhet der Sonne Mittagsglut,
Lastet wie mit dumpfer Schwere
Auf der kaum bewegten Flut.

Schlafbefangen schweigt das Leben,
Tiefe Stille weit und breit!
Bang durch meine Seele heben
Schauer der Unendlichkeit.

Manchmal nur in leichtem Schaume
Wogt das Meer vom Grund heraus,
Gleich als atme tief im Traume
Schaffensmüde der Weltgeist auf.

Otto Franz Gensichen.

Etwas vom Courmachen.

Plauderei von Richard March.

Nachdruck verboten.

Das Hof- oder Courmachen ist in aller Welt, selbst bei den Wilden bekannt und hat seit jeher darin bestanden, irgend eine auserwählte Person weiblichen Geschlechts, sei es in Gesellschaft, bei einem Feste oder auf einem Spaziergang, besonders auszuzeichnen und so angenehm als möglich zu unterhalten und durch Geist, Witz, Humor und die jeweilige als fein geltende Sitte für sich einzunehmen. Anfangs ist dabei ohne Zweifel jeder nach seiner Art vorgegangen und, wie manchen altdeutschen Schriften zu entnehmen ist, zumeist ein „Smeichler“ genannt worden, das ist ein Mensch, „der sich lieblosend vor jemandem schmiegt, windet.“ Hier und da hieß man einen solchen um Weibergunst ringenden Gesellen aber auch einen „Fleischprediger“, einen, dem jederzeit viel glatte Worte zu Gebote standen, in Niederfachsen wohl auch einen „Glatttrieker“, in anderen deutschen Gegenden einen „Glättling“, „Flaumstreicher“ (von Flaum = weiche Federn), ferner einen „Lufmer“ (von losen = schmeicheln), endlich auch einen „Zumacher“, also einen, der zuthunlich zu sein versteht.

Später, als es Sitte wurde, unter anderem auch die an den Fürstenhöfen des Mittelalters im Verkehr mit Damen üblichen Umgangsformen getreu nachzuahmen, wurde dies zuerst „höfeln“, dann „hofieren“, der dessen Besessene aber „Hofierer“, schließlich „Hof-“ oder „Courmacher“ genannt.

Diese Bezeichnungen sind bei uns bis heute gang und gäbe geblieben, die Franzosen aber pflegen einen Courmacher seit etwa dreißig Jahren nicht mehr „courtsisan“, sondern „charmeur“, also jemanden, der durch seine persönlichen Eigenschaften und Umgangsformen bezaubern will. Nun ist es gewiß merkwürdig, daß nicht ein Franzose, sondern ein Deutscher der erste war, dem obiger Titel verliehen, ja für den er erstanden wurde. Und zwar ist dies im Jahre 1865, damals geschehen, als Fürst Bismarck in seiner Eigenschaft als beurlaubter preussischer Minister in Biarritz Erholung von den

Mühen seines Amtes suchte. Bald nach ihm traf zu demselben Zwecke Kaiser Napoleon III. mit seinem Hofe in dem spanischen Badeorte ein, und nun hatte man vollauf Gelegenheit, zu bemerken, in wie hoher Gunst der ehemalige preussische Gesandte in Paris bei der Damenwelt stand. Wenn die Kaiserin Eugenie ihm z. B. irgendwo begegnete, dann winkte sie ihn an ihre Seite, um ihn ins Schloß, in den Kreis ihrer Damen zu führen, in dem er mit weltmännischer Gewandtheit den originellsten Plauderton anschlug, d. h. allen Damen in so bezaubernder Weise die Cour machte, daß ihm die Herzogin von Alba, ganz entzückt, jene vorher nicht üblich gewesene Bezeichnung „le charmeur“ verlieh.

Die erste gedruckte Anleitung zum Hofmachen ist im Jahre 1662 unter dem Titel „Der deutsche Anführer zu anmutigen und zierlichen Konversationsgesprächen von Albertus Sommer, Bürger und Notar zu Hamburg“, erschienen und hat nebst derlei Gesprächen auch Winke in Bezug auf Kleidung und Benehmen, die beim Hofmachen seit jeher besonders in Betracht kamen, enthalten. Muß es nun sehr komisch gewesen sein, wenn „Jungfrau und Gesell“ die im „Deutschen Anführer“ befindlichen, höchst geschraubten Gespräche etwa wörtlich nahmen, so war es hingegen höchst beschwerlich und kostspielig, die im 17. Jahrhundert übliche Wiener Art, „den Damen aufzuwarten“, d. h. den Hof zu machen, zu befolgen. Denn wie Johann Christoph Wagenfeil, Professor der Geschichte und des Staatsrechtes an der ehemaligen Universität Altdorf bei Nürnberg, in einer 1690 dafelbst gehaltenen Reihe von Vorlesungen über seine Reise nach Oesterreich des weiteren auseinandersetzte, mußte der Hofmacher seiner „Herrin“ allmorgendlich mit Blumen aufwarten, sie in die Kirche führen, nach Hause bringen, bei Tische zum Teil knieend bedienen, sie auf all ihren Ausfahrten begleiten, kurz, in ihrem „Dienst“ gänzlich aufgehen, zu alledem mit Geschenken nicht sparsam sein.

Im 18. Jahrhundert wieder forberte man, in Frankreich wenigstens, von den Courmachern mit Geist und Witz gepaarte Natürllichkeit und Ungezwungenheit. Z. B. war die berühmte Salondame Marquise du Deffano — dieselbe, die man ihres Geistes wegen „Madame Voltaire“ nannte — in ihren jungen Jahren eine solche Freundin des Hofmachens, daß sie die Scheidung von ihrem Gatten nur um den Preis dreimonatlichen „regelrechten“ Hofierens seinerseits rückgängig machen wollte.

In England steht das Hofieren, das dort durch die strengen Eheversprechungsgesetze ganz außer Uebung zu kommen drohte, heute wieder unter der Bezeichnung „flirt“ in voller Blüte. Dementprechend fehlen in London seit einiger Zeit bei Garden Parties und eleganten Vällen die sogenannten „Flirtation Corners“ (Flirt-Ecken) niemals mehr, und einige spanische Wände, bestimmt sie zu bilden, gehören zu den wichtigsten Details eines modernen englischen Ballsaales. In diese Ecken ziehen sich die flirtenden Paare vor oder nach dem Tanze zurück, und keine wohlherzogene englische Mutter wagt es, das Töchterlein, während es mit einem Gentleman flirtet, zu stören. Hat die Engländerin so einige Jahre hindurch gefühlvoll geflirtet, so heiratet sie, zumeist aber einen Mann, mit dem es ihr niemals einfiel, zu flirten! Trotzdem wollen viele das Wort „flirt“ mit „gefälliglich sprechen“ übersetzen, allein es stammt wohl von „flair“ = schmeicheln ab und läßt somit den Flirt als jene zu nichts verbindende Art des Hofmachens erkennen, als deren Großmeister Ludwig XIV. betrachtet werden darf. Mit vollem Recht übrigens, denn er hat Damen gegenüber stets den König vergessen und selbst die geringste Kammerjungfer zuerst gegrüßt.

Der Erfolg beim Courmachen hängt von dem Alter des „Hofmachers“ keineswegs ab. In Wien trug in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts der achtzig Jahre alte Don Castillejo den Sieg über mehrere junge und geistreiche Kavaliere davon, mit denen er sich auf einem Balle des Prinzen Eugen maskiert um die Gunst einer reizenden Komtesse bemüht hatte. In London feierte unter Georg I. der 75-jährige Lord Peterborough durch sein „Jünglingsfeuer“ beim Courmachen die größten Triumphe, und in Paris hat, um nur noch eines beglaubigten Beispiels zu gedenken, Herr von Francueil noch mit siebzig Jahren für den feurigsten Courmacher gegolten. George Sand, deren Großvater er war, sagt von ihm: „Er blieb schön, elegant, anmutig, fröhlich, liebenswürdig, liebevoll und galant bis zu seiner Todesstunde.“

Ueberhaupt haben die älteren und alten Herren auf dem Gebiete des Hofmachens seit jeher mehr geleistet als die jüngeren, weil sie den Damen unbefangen gegenüberstanden und die Kunst, „über alles zu sprechen, über nichts etwas und über etwas so viel wie nichts sagen zu können,“ worin das Courmachen besteht, im kleinen Finger hatten.

Das schwärmerische Courmachen wird seit etwa 120 Jahren bei uns auch „Süßholzraspeln“ genannt. Und zwar mit Rücksicht darauf, daß es seinerzeit Anstalten gab, in denen allerlei Verbrecher zur Strafe gemeinsam hartes Holz raspeln (feilen) mußten, offenbar böshafterweise, um das Hofmachen gewissermaßen als eine „süße Strafarbeit“ hinzustellen.

Das Hofmachen hat natürlich in den verschiedenen Ländern im Laufe der Zeit andre Formen angenommen. Eine recht eigentümliche amerikanische Form ist die sogenannte „Cour des Winkels“, wie sie in den zwanziger Jahren in den New-Yorker Salons aufkam. Sie besteht darin, daß ein Kreis von Herren eine Dame umringt und sie im Gespräch allmählich nach einer Ecke des Saales zu drängen sucht. Natürlich wird das Gespräch angenehm, fesselnd, interessant sein müssen und zwar sowohl von Seiten der Herren als der Dame selbst. Ist die Dame unzufrieden, so wird sie mit einer leichten Wendung den Kreis durchbrechen; sind es die Herren, so wird sich ihr Ring allmählich auflösen.

Leicht und amüßant ist das Hofmachen im Norden Deutschlands, wo es „die Pfeife anzünden“ heißt, weil es mit der Bitte des Galans um Feuer für seine Pfeife beginnt. Wird diese Bitte gewährt, so darf der junge Mann ohne weiteres bei seiner Schönen „fensterln“ und auf künftige Zuneigung hoffen. Das Fensterln ist übrigens eine uralte, keineswegs bloß in Europa beliebte Art, den Hof zu machen. Selbst einige Negerskämme kennen und üben sie, wenn sie Frauenraub im Sinne haben. Ueberhaupt rangieren die Schwarzen zu den zudringlichsten Hofmachern.

Ein Kuriosum bildet endlich die Anzeige einer Dame in Chicago, die durch die Zeitungen bekannt macht, daß sie jungen Herren, die sich in Damengesellschaft unsicher und schüchtern fühlen, Unterricht im Courmachen erteilen wolle — als ob das Hofmachen sich überhaupt erlernen läßt!